

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



Die Bundeswehr

Eine Armee erfindet sich neu

9

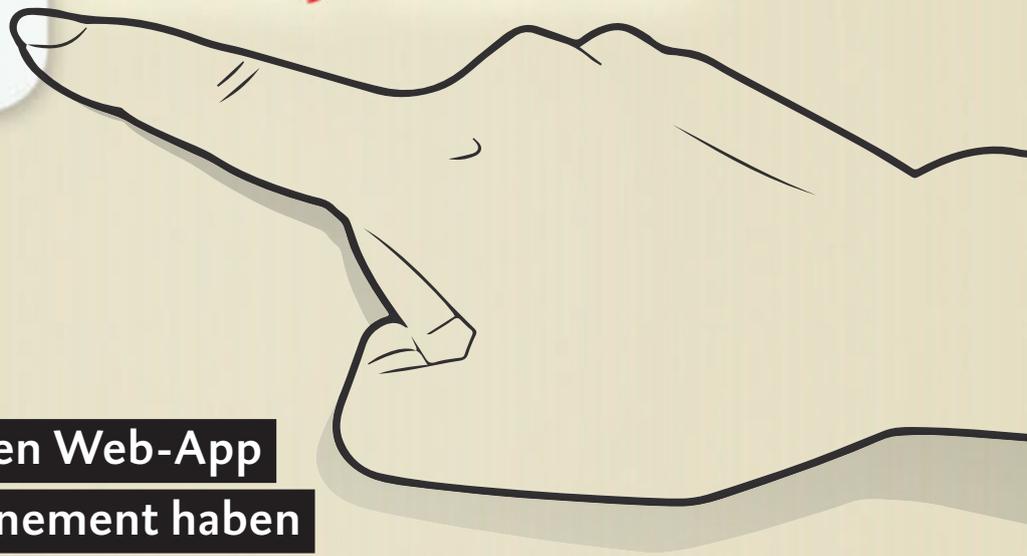
Der Pfarrernotbund 1933 MANFRED GAILUS

Hindus in Berlin LIANE WOBBE

Im Fegefeuer-Museum MARTIN GLAUERT



ack, zack!



**Mit unserer neuen Web-App
und Ihrem Abonnement haben
Sie den schnellsten Zugang:**

- _ zur aktuellen Ausgabe im Netz,
- _ zum PDF der Print-Ausgabe,
- _ zum „z(w)eitzeichen“ mit zusätzlichen aktuellen Kolumnen,
Kommentaren und anderen Texten
- _ und dem kompletten Online-Archiv.



Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
 Ilse Junkermann
 Isolde Karle
 Annette Kurschus
 Ulrich Lillie
 Bettina Limperg
 Ralf Meister
 Friederike Nüssel
 Christiane Tietz
 Friedhelm Wachs
 Michael Weinrich
 Olaf Zimmermann



Liebe Leserin, lieber Leser,

nie stand für mich als Jugendlicher Mitte der 1980er-Jahren in Zweifel, dass ich keinen Wehrdienst leisten würde, denn ich wollte Pfarrer werden, und als solcher wurde man in der alten Bundesrepublik nicht „gezogen“. Andererseits aber wollte ich Zivildienst leisten, denn das erschien mir sowohl für die Gesellschaft wie auch für mich als eine sinnvolle Zäsur zwischen Schule und Studium. Um dies zu erreichen, musste ich den Kriegsdienst verweigern. Das ging nur aus Gewissensgründen und nicht aus Nützlichkeitsabwägungen. Also verweigerte ich. Damals, 1985, schon in schriftlicher Form. So fiel wenig auf, dass mein Besinnungsaufsatz, der sich irgendwie auf Albert Schweitzer berief, von eher taktischen Motiven geprägt war als von innerer Gewissensglut.

In der neuen Bundesrepublik des 21. Jahrhunderts ist die Wehrpflicht ausgesetzt worden. Überfällig, meinten damals, 2011, viele. Selten so getäuscht, müssen wir heute einsehen. Der Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine macht deutlich, dass klassische Landesverteidigung wieder absolut nötig ist. Und das unter ganz anderen Bedingungen als zu Zeiten des sogenannten Kalten Krieges. Lesen Sie dazu unseren Schwerpunkt Bundeswehr (Seite 20)!

Selten vermelden wir in *zeitzeichen* aktuelle Sterbefälle mittels Nachrufen. Meist erinnern wir an prominente Verstorbene erst mit einigem Abstand. Eine Ausnahme aber ist der Tod von Altbischof Horst Hirschler, der für die Gründungsphase von *zeitzeichen* ab 1999 wichtig und prägend war. Die Nachricht, dass der streitbare und umstrittene lutherische Theologe und Kirchenführer kurz vor seinem 90. Geburtstag verstorben ist, erreichte uns kurz vor Redaktionsschluss dieser Ausgabe. Lesen Sie unseren Nachruf unter www.zeitzeichen.net/node/10631.

Ich wünsche Ihnen einen schönen, aber nicht zu trockenen Spätsommer und Frühherbst und wie immer eine ertragreiche und erbauende *zeitzeichen*-Lektüre!

Jhr
 Reinhard Mawick

Reinhard Mawick

Asylrecht versus Kontingente

Seit Wochen ist das im Grundgesetz garantierte individuelle Recht auf Asyl in der Diskussion. Würde vielleicht eine großzügigere europäische Kontingentlösung Migranten und Flüchtlingen mehr helfen, wie CDU/CSU-Politiker meinen? Der Zürcher Systematische Theologe Johannes Fischer betrachtet die Frage aus fundamentalethischer Perspektive.

8



Foto: picture alliance/abaca



Foto: epd-bild/Thomas Lohnes

12 Vielfalt im Glauben

Kurz vor der Vollversammlung des Lutherischen Weltbunds (LWB) in Krakau erläutert LWB-Präsident Panti Filibus Musa, der zugleich Erzbischof der Lutherischen Kirche Christi in Nigeria ist, die Schwierigkeiten, innerhalb des weltweiten Christentums lutherischer Prägung gemeinsame Positionen zu finden. So etwa bei den Themen Homosexualität, Frauenordination und Waffenlieferungen an die Ukraine.

GESELLSCHAFT

- 8 JOHANNES FISCHER
Flüchtlingskontingente statt individuelles Asylrecht?

KOLUMNE

- 11 ILSE JUNKERMANN
Für ein realistisches Menschenbild

KIRCHE

- 12 GESPRÄCH MIT PANTI FILIBUS MUSA
„Vielfalt, die wir respektieren“
14 STEPHAN KOSCH
Lutherische Vollversammlung in Krakau
15 MANFRED GAILUS
Die Gründung des Pfarrernotbundes 1933

DAS PROJEKT

- 18 BASTIAN KÖNIG
Rudolf Bultmann und das Verstehen

Titelseite:

Foto: picture-alliance

Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

BUNDESWEHR

- 22 WILFRIED VON BREDOW
Von der Gründung bis heute
25 HEINER BRÖCKERMANN
Herausforderung und Zumutung
28 ISOLDE KARLE/NIKLAS PEUCKMANN
Veränderungen in der Militärseelsorge
31 OLAF ZIMMERMANN
Zeitgemäße Traditionspflege
34 INTERVIEW MIT SÖNKE NEITZEL
Frieden gegen Freiheit

RELIGION

- 38 ULRICH KÖRTNER
Künstliche Intelligenz und christlicher Glaube
42 LIANE WOBBE
Hindus in Berlin

KOMMENTAR

- 41 REINHARD MAWICK
Evangelische Kirche und Missbrauch

KULTUR

- 46 ROLAND MÖRCHEN
Der Filmemacher Jean-Jacques Annaud
49 EBERHARD PAUSCH
Adorno als Philosoph zwischen Licht und Schatten

Bundeswehr

Die von Bundeskanzler Olaf Scholz für die Bundeswehr angekündigte Zeitenwende ist nicht nur eine Frage des Haushalts, sondern auch des so genannten Mind-Sets, also eines Haltungswandels auch in der Gesellschaft. Wie bereitet sich die Bundeswehr darauf vor?

20



Foto: picture-alliance/Torsten Sukrow



Foto: picture-alliance/Domine Jerome/ABACA

46 Gläubiger Atheist

Der große französische Filmmacher Jean-Jacques Annaud hat offenbar nie ganz mit Religion gebrochen, was auch seine Filme nahelegen. Annaud sagt, Religion sei ihm persönlich gleichgültig. Er habe jedoch große Achtung vor religiösen Gefühlen, womöglich vermisse er den Glauben sogar. Eine Würdigung Annauds und seines Werks anlässlich seines 80. Geburtstags durch den Kulturjournalisten Roland Mörchen.

REPORTAGE

- 54 MARTIN GLAUERT (TEXT UND FOTOS)
Besuch im Fegefeuer-Museum

STÖRFALL

- 59 FRANZISKA HEIN
Ökumene unter Spannung

REZENSIONEN

Musik

- 61 KLAUS-MARTIN BRESGOTT
Keith Jarrett: Carl Philipp Emanuel Bach
61 UDO FEIST
African Head Charge: A Trip To Bolgatanga

Hörbuch

- 62 KATHRIN JÜTTE
John von Düffel: Die Ballade von Robin Hood

Bücher

- 62 KLAUS BECKMANN
Hauke Friederichs: Spielball der Politik
63 ALBRECHT GRÖZINGER
Kristian Fechtner: Mild religiös
63 MICHAEL HASPEL
Volker Gerhardt/Rochus Leonhardt/
Johannes Wischmeyer: Friedensethik in Kriegszeiten

- 64 JOHANNES LÄHNEMANN
Friedrich Schweitzer/Fahimah Ulfat:
Dialogisch kooperativ elementarisiert
65 KLAAS HUIZING
Christina Bickel: Religion im Werk von Maarten 't Hart
66 MARTIN BAUSCHKE
Bertrand Russell: Philosophie des Abendlandes
68 UDO FEIST
C. F. Ramuz: Sturz in die Sonne
68 PETER SZYNKA
Wolfgang Hüllstrung/Hermut Löhr (Hg.):
„Nicht du trägst die Wurzel,
sondern die Wurzel trägt dich“

- | | |
|----------------|--------------------|
| 66 Autoren | 6 Magazin |
| 64 Buchtipps | 73 Notabene |
| 3 Editorial | 71 Notizen |
| 69 Filmtipps | 70 Personen |
| 67 Impressum | 73 Punktum |
| 52 Klartext | 73 Veranstaltungen |
| 72 Kulturtour | 74 Vorschau |
| 60 Leserbriefe | |



Foto: akg-images/Universal Images Group/Underwood Archives

„München Displaced“

Noch bis zum 7. Januar 2024 ist in München das Ausstellungsprojekt „München Displaced“ zu sehen. Es stellt eine Vielfalt an Erfahrungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit in München vor. Erstmals steht die heterogene Gruppe der Displaced Persons (DPs) im Mittelpunkt, also Personen, die im Zweiten Weltkrieg ins Deutsche Reich verschleppt wurden oder dorthin geflohen sind und sich 1945 in München befanden. In zwei parallel laufenden Ausstellungen im Jüdischen Museum München und im Münchner Stadtmuseum werden die Erfahrungen und Erzählungen von DPs unterschiedlichster Herkünfte und Religionszugehörigkeiten in einen lokalhistorischen Zusammenhang gebracht. Ihr Erleben und ihre Schicksale in den unmittelbaren Nachkriegsjahren Münchens werden als wichtiger Referenzpunkt für die Einwanderungsgeschichte herausgearbeitet. www.muenchner-stadtmuseum.de/sonderausstellungen/muenchen-displaced-heimatlos-nach-1945

Weltkirchenrat über Künstliche Intelligenz

Der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) hat seine Besorgnis über die immer schnellere Entwicklung und Anwendung von Künstlicher Intelligenz zum Ausdruck gebracht. „Vorbehalte gegenüber dieser Art von Technologie gibt es in der ökumenischen Bewegung schon seit geraumer Zeit“, heißt es in einer Erklärung des ÖRK-Zentralausschusses, die in Genf veröffentlicht wurde. Der Zentralausschuss teile die Befürchtungen vieler Menschen über das Fehlen effektiver Regulierungen einer Technologie mit einem großen Potenzial für Schaden. ÖRK-Mitgliedskirchen und ökumenische Partner sollten sich bei ihren Regierungen für schnelles Handeln zur Einführung angemessener Regulierungssysteme und Rahmenbedingungen einsetzen.

Holocaust-Fotografien: Ausstellung verlängert

Die viel beachtete Sonderausstellung „Flashes of Memory. Fotografie im Holocaust“ der Internationalen Gedenkstätte Yad Vashem im Berliner Museum für Fotografie wird wegen des anhaltenden Publikumsinteresses bis zum 28. Januar 2024 verlängert. Bereits über 40 000 Besucherinnen und Besucher haben die Ausstellung gesehen. Sie wirft einen kritischen Blick auf die visuelle Dokumentation der während des Holocausts entstandenen Fotografien und Filme. Das ausstellungsbegleitende Bildungs- und Vermittlungsprogramm wird ebenfalls entsprechend erweitert. „Wir sind sehr stolz auf die Entscheidung, Yad Vashems Ausstellung im renommierten Museum für Fotografie in Berlin zu verlängern“, so Dani Dayan, Vorstandsvorsitzender von Yad Vashem. „Ich bin zutiefst dankbar für die überwältigende Resonanz der Besucherinnen und Besucher. Diese bedeutende Ausstellung ist ein Beweis für ein kollektives Engagement, die Erinnerung an den Holocaust zu bewahren und die dunkelsten Kapitel der Geschichte zu beleuchten.“ www.smb.museum/ausstellungen/detail/flashes-of-memory

Foto: Yad Vashem Archives



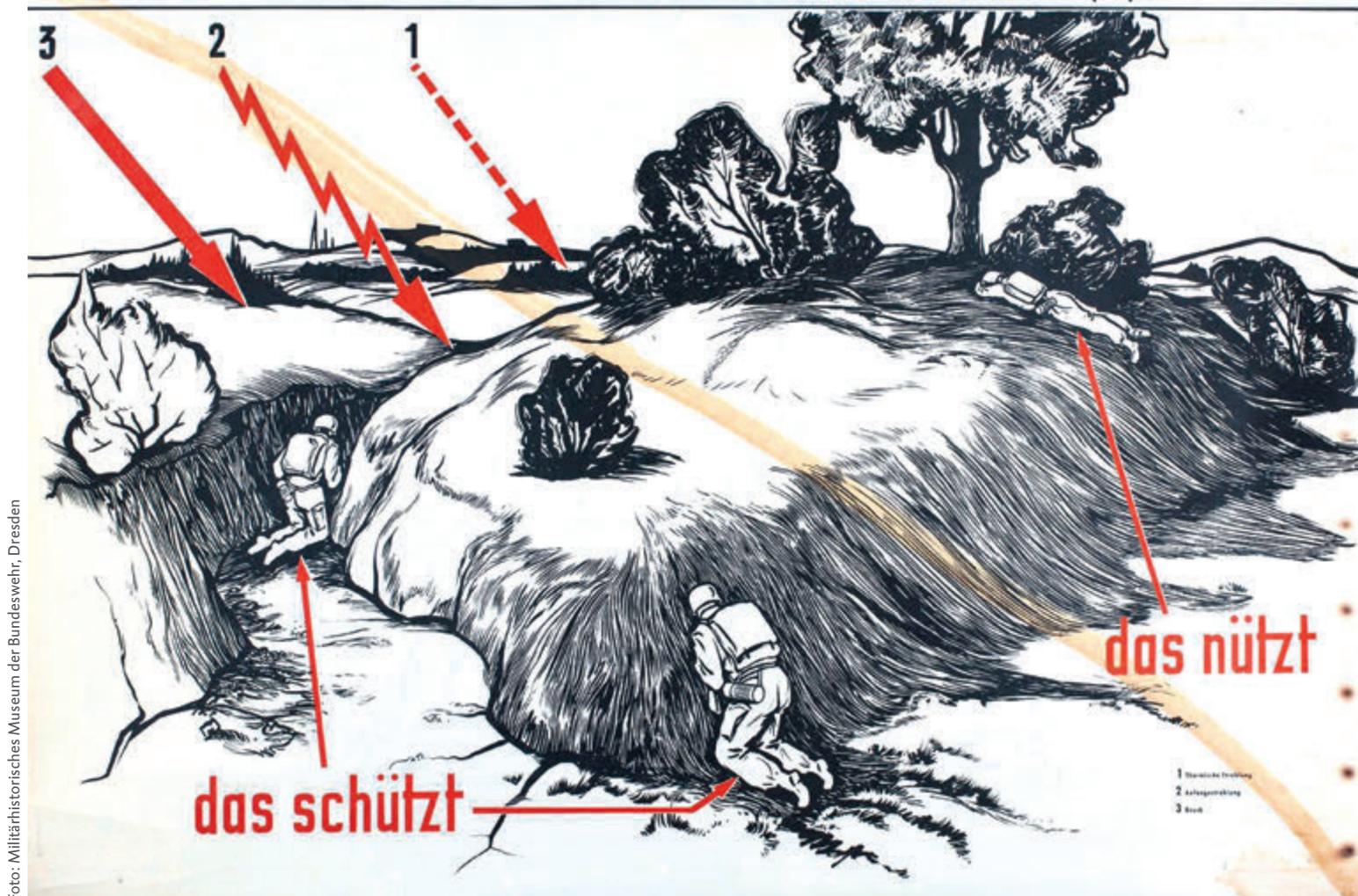


Foto: Militärisches Museum der Bundeswehr, Dresden

Wenige Deutsche lesen täglich in der Bibel

Etwa 30 Prozent der Deutschen nutzen die Bibel laut einer Studie mindestens einmal im Jahr. Lediglich 1,6 Prozent lesen darin täglich, 3,2 Prozent wöchentlich, wie es in einer Studie der Universität Leipzig heißt. Rund die Hälfte der Befragten besitzt demnach ein Exemplar der Bibel. 40 Prozent der Studienteilnehmer ohne Konfessionszugehörigkeit gaben an, biblische Inhalte interessant zu finden. Es sei die erste gesamtdeutsche Studie zur Nutzung des „Buches der Bücher“, hieß es. Befragt wurden dafür 1209 Menschen mit und ohne kirchliche Bindung. Diejenigen, die die Bibel nicht nutzten, begründeten dies meist mit fehlender persönlicher Relevanz für ihr Leben, wurde ermittelt.

Ausstellung „Overkill“ im Militärischen Museum

Das Militärische Museum der Bundeswehr in Dresden zeigt derzeit die Sonderausstellung „Overkill – Militär. Technik. Kultur im Kalten Krieg“. Es geht darum, wie Raumfahrt, Computer und Düsenflugzeuge, aber auch die Atomkraft ihren Ursprung bereits im Zweiten Weltkrieg hatten, den Kalten Krieg bestimmten und auch das Leben in den Jahrzehnten danach prägten. Die Ausstellung zeigt die Entwicklung sowie den Wandel dieser Technologien und fragt danach, welche Rolle Militär, Gesellschaft und Kultur dabei spielten. In viele Technologien, so das Museum, investierte das Militär beträchtliche finanzielle Mittel. Gleichzeitig löste ihre Entwicklung schon damals kontroverse Debatten aus – nicht nur wegen des militärischen Hintergrunds, sondern auch wegen des Einflusses der Technik auf Menschen und Umwelt. Diese Thematik prägt das heutige Leben immer noch, auch wenn der militärische Kontext eher in den Hintergrund gerückt ist. www.mhmbw.de/ausstellungen/overkill-kalter-krieg

Friedenstreffen der Religionen in Berlin

Zu einem internationalen Friedenstreffen der katholischen Gemeinschaft Sant' Egidio werden vom 10. bis 12. September in Berlin rund 250 hochrangige Vertreter von Weltreligionen erwartet. Geplant sind unter anderem Diskussionsveranstaltungen und Friedensgebete an verschiedenen Orten, wie die katholische Laiengemeinschaft mitteilte. Außerdem werden mehrere Tausend Anhänger verschiedener Religionsgemeinschaften erwartet. Zum Abschluss des Treffens soll am 12. September am Brandenburger Tor ein Friedensappell verlesen werden. Der Präsident von Sant' Egidio, Marco Impagliazzo, sagte, der Ukraine-Krieg wie auch Konflikte in anderen Teilen der Welt machten deutlich, wie dringend notwendig es sei, „eine Vision für die Zukunft des Friedens zu entwickeln und gemeinsam aufzubauen“. Zur Eröffnung werde unter anderem Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier erwartet. Außerdem soll Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) bei einem Diskussionsforum sprechen.



An Absurdität nicht zu überbieten

Kontingentlösung statt Individualrecht auf Asyl? Ethische Überlegungen zur aktuellen Debatte

JOHANNES FISCHER

Sollte das individuelle Recht auf Asyl abgeschafft werden, weil es letztlich das Recht des Stärkeren protegiert? In den vergangenen Wochen wurde dieser Vorschlag heiß diskutiert – allerdings meist nur juristisch, kaum grundsätzlich ethisch. Dabei hilft es in dieser Frage, zwischen moralischen und politischen Rechtsansprüchen zu unterscheiden, meint Johannes Fischer, Professor emeritus für Systematische Theologie an der Universität Zürich.

In einem Gastbeitrag in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ) hat der parlamentarische Geschäftsführer der CDU/CSU-Fraktion im Bundestag, Thorsten

Frei, jüngst den Vorschlag gemacht, auf europäischer Ebene das Individualrecht auf Asyl abzuschaffen und durch eine Kontingentlösung für die Aufnahme von Flüchtlingen zu ersetzen. Frei argumentiert, dass die jetzige Rechtslage auf einer Lüge basiere: „Wir gestalten unser Asylrecht als Individualrecht aus und sind zugleich nicht bereit, den Anspruch in unbegrenztem Umfang einzulösen, der daraus resultiert.“

So unternimmt Europa alles, damit möglichst wenig Menschen vom Recht auf Asyl Gebrauch machen können. Einen Antrag auf Asyl kann nur stellen, wer europäischen Boden erreicht hat. Um Menschen hieran zu hindern, werden an den europäischen Außengrenzen Zäune errichtet. Es gibt illegale Zurückweisungen von Menschen, die schon die Grenze überschritten

haben. Europa schließt mit autoritären Regimen wie in der Türkei, in Tunesien oder in Marokko Verträge und zahlt hohe Geldsummen, damit diese Länder Menschen daran hindern, sich auf den Weg nach Europa zu machen. Die Versuche, über das Mittelmeer oder den Atlantik europäischen Boden zu erreichen, enden oft tödlich.

All das hat zur Folge, dass nur diejenigen Europa erreichen und Antrag auf Asyl stellen können, die fähig sind, die Hindernisse zu überwinden, also die Jungen und Starken. Es sind nicht unbedingt diejenigen, die den Schutz des Asylrechts am notwendigsten brauchen. Da es kaum Rückführungen in die Herkunftsländer gibt, machen sich viele Menschen auf den Weg nach Europa, die nach den geltenden rechtlichen Kriterien von vorneherein kei-



Foto: picture alliance/abaca

Afrikanische Migranten in der spanischer Exklave Mellila (Nordafrika) im März 2022.

ne Chance auf Anerkennung als Flüchtling oder auf subsidiären Schutz haben, weil sie sich in Europa eine bessere Zukunft erhoffen. In den Ländern Europas führt all dies zu politischen Verwerfungen und zu einem Erstarren des Rechtspopulismus, und dies gerade in Ländern, die sich in der Vergangenheit durch eine großzügige Flüchtlingspolitik hervorgetan haben wie zum Beispiel Schweden.

Von der Abschaffung des Individualrechts auf Asyl und seiner Ersetzung durch eine Kontingentlösung erhofft Frei sich ein Ende dieser unhaltbaren Zustände. „Eine Antragstellung auf europäischem Boden wäre nicht länger möglich, der Bezug von Sozialleistungen und Arbeitsmöglichkeiten umfassend ausgeschlossen. Ein solcher Ansatz würde Europa ermöglichen, was es

in der Vergangenheit nie in großem Stil gewagt hat: jährlich ein Kontingent von 300 000 oder 400 000 Schutzbedürftigen direkt aus dem Ausland aufzunehmen und auf die teilnehmenden Staaten zu verteilen. Mit einem solchen Asylrecht könnte Europa sich nicht nur an die Schwächsten wenden, sondern sehr genau dort helfen, wo Staaten durch große Flüchtlingsströme destabilisiert werden.“

Heuchlerische Reaktionen

Die Reaktionen auf diesen Vorschlag waren erwartbar: „Populismus“, „AfD-Niveau“, unvereinbar mit dem Menschenwürde-Artikel des Grundgesetzes. Die letztere Kritik wirft freilich die Rückfrage auf, ob es denn mit diesem Artikel vereinbar ist, dass Menschen daran gehindert werden, einen Antrag auf Asyl überhaupt stellen zu können, indem ihnen verwehrt wird, europäischen Boden zu betreten. Wie immer man zu Freis Vorschlag stehen mag: Frei hat recht mit seiner Charakterisierung der Absurdität der jetzigen Situation. Auf dem Papier garantiert man weltweit jedem Flüchtling, falls er Europa erreicht, ein Individualrecht auf Asyl. Weil man aber mit den Konsequenzen dieser Garantie überfordert ist, unternimmt man alles, um Flüchtlinge daran zu hindern, Europa zu erreichen. So kommt es zu den Dramen an den europäischen Außengrenzen.

Rein rechtlich gesehen, steht das Asylgrundrecht nicht unter dem „Vorbehalt der Leistungsfähigkeit des Gemeinwesens“, so der Verfassungsrechtler Johannes Masing. Weil man daher nicht dieses Grundrecht einschränken kann, schränkt man die Möglichkeit ein, es wahrzunehmen, indem man die europäischen Außengrenzen dicht macht. Wenn jetzt im Blick auf den Vorschlag einer Kontingentlösung geltend gemacht wird, dass er mit der Menschenwürde unvereinbar sei, weil damit Menschen von der Möglichkeit des Asyls ausgeschlossen werden, nämlich diejenigen, die keine Berücksichtigung innerhalb eines Kontingents finden, dann ist dazu zu sagen, dass auch und gerade bei der jetzigen Praxis Menschen massiv von der Möglichkeit des Asyls ausgeschlossen werden, indem ihnen der Zugang nach Europa verwehrt wird. Die Kritik an Freis Vorschlag ist daher nicht frei von Heuchelei und bestätigt eher die Verlogenheit der jetzigen Asylpraxis, die Frei konstatiert.

Wie Freis Vorschlag aus rechtlicher Sicht zu bewerten ist, insbesondere ob er mit der Genfer Flüchtlingskonvention und der Europäischen Menschenrechtskonvention vereinbar ist, müssen Juristen beurteilen. Wie sich in ersten Reaktionen gezeigt hat, gibt es unter Juristen dazu unterschiedliche Auffassungen. Ein Problem für die Umsetzung des Vorschlags dürfte das sogenannte Zurückweisungsverbot der Flüchtlingskonvention sein, das die Ausweisung oder Zurückweisung von Flüchtlingen in Gebiete untersagt, in denen ihnen Verfolgung droht. In Verbindung mit Artikel 3 der europäischen Menschenrechtskonvention, der bestimmt, dass niemand der Folter oder unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung unterworfen werden darf, lässt sich hieraus ein Anspruch von Flüchtlingen ableiten, nicht ohne Prüfung der Frage, ob ihnen Verfolgung oder unmenschliche Behandlung droht, zurückgewiesen oder ausgewiesen zu werden. Für die Dauer der Prüfung müsste ihnen ein Aufenthaltsrecht gewährt werden, und sie müssten für diese Zeit ein Mindestmaß an Sozialleistungen erhalten.

Daher spricht einiges für die Vermutung, dass die Abschaffung des Individualrechts auf Asyl nicht die Wirkung haben könnte, die Frei sich von ihr erhofft. Da Rückführungen in die Herkunftsländer kaum stattfinden, wäre es weiterhin attraktiv, sich auf den Weg nach Europa zu machen. Wenn die Erfolgreichen dann mangels Rückführung hierbleiben, dann

Was soll mit politisch Verfolgten aus Russland oder Weißrussland geschehen?

ist es im gesellschaftlichen Interesse, sie zu integrieren und insbesondere in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Der Vorschlag Frei, den Bezug von Sozialleistungen und Arbeitsmöglichkeiten umfassend auszuschließen, dürfte sich daher nur schwer realisieren lassen.

Eine andere Frage, die sich aufdrängt, geht dahin, was mit politisch Verfolgten beispielsweise aus Russland oder Weißrussland geschehen soll, denen es gelingt, die Grenze zur EU zu überschreiten. Sollen sie keine Möglichkeit haben, innerhalb der EU einen Antrag auf Asyl zu stellen? Wie soll hier eine Kontingentlösung aussehen?

Die Debatte über Freis Vorschlag wurde bisher vor allem unter der Fragestellung geführt, wie er unter rechtlichen Gesichtspunkten zu beurteilen ist. Kaum Beachtung hat demgegenüber die Frage gefunden, wie der Vorschlag ethisch zu beurteilen ist. Die teilweise empörte Zurückweisung des Vorschlags hat zweifellos damit zu tun, dass aus historischen Gründen das Individualrecht auf Asyl als eine große ethische Errungenschaft gilt. Doch ist es aus ethischer Sicht tatsächlich alternativlos? Gibt es zwingende ethische Gründe für ein Individualrecht auf Asyl und gegen eine Kontingentlösung?

Wie gesagt, wird gegen die Kontingentlösung als Argument vorgebracht, dass mit ihr Menschen von der Möglichkeit des Asyls ausgeschlossen werden, nämlich diejenigen, die keine Berücksichtigung innerhalb eines Kontingents finden. Das aber sei unvereinbar mit ihrer Menschenwürde. Mit diesem Argument wird unterstellt, dass aus dem Gedanken der Menschenwürde ein Recht jedes Menschen beziehungsweise

allein nur Menschen oder Flüchtlinge. Moralische Normen beziehen sich dementsprechend darauf, was Menschen geschuldet ist, und nicht darauf, was Angehörigen der Klasse „Mensch“, also allen Menschen, geschuldet ist. Klassen sind Konstrukte des urteilenden, begrifflichen Denkens. Politische Rechte sind Gegenstand dieser Art des Denkens. Sie sind Rechte von allen, die der betreffenden Kategorie oder Klasse angehören, also Rechte aller Bürger oder aller Flüchtlinge.

Wenn man sich in die Situation von Menschen versetzt, die politisch verfolgt und auf der Flucht sind, aber nirgendwo Zuflucht finden, und wenn man sich vor Augen hält, was ein solches Schicksal für Menschen bedeutet, dann wird man sich schwerlich der Einsicht entziehen können, dass es ein moralisches Recht von Flüchtlingen gibt, in einem für sie sicheren Land Aufnahme zu finden. In dieser Weise ist von der erinnerten Geschichte von Flucht und Vertreibung zur Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs der moralische Anstoß für die politische Ausgestaltung des Asylrechts nach 1945 ausgegangen.

Dem moralischen Recht von Flüchtlingen, Aufnahme in einem für sie sicheren Land zu finden, korrespondiert die Pflicht, ihnen dies zu ermöglichen. Doch wer ist der Träger dieser Pflicht? Staaten sind keine moralischen Akteure. Das staatliche Handeln unterliegt der Bindung durch das Recht und nicht durch die Moral. So kommen in einem demokratischen Gemeinwesen als Träger dieser Pflicht nur diejenigen in Betracht, die in ihrer Person die Brücke zwischen Moral und Politik schlagen können, nämlich die Bürgerinnen und Bürger. Dem moralischen Recht von Flüchtlingen korrespondiert auf Seite der Bürgerinnen und Bürger die moralische Pflicht, einer Ausgestaltung des Rechts ihre Zustimmung zu geben, welche das staatliche Handeln darauf verpflichtet, Flüchtlingen die Aufnahme in einem für sie sicheren Land zu ermöglichen.

Wichtiger Unterschied

An dieser Stelle ist nun an das zu erinnern, was über den Unterschied zwischen moralischen und politischen Rechten gesagt wurde. Dem moralischen Recht von Flüchtlingen korrespondiert eine moralische Pflicht gegenüber Flüchtlingen, aber

nicht gegenüber allen Flüchtlingen. Dementsprechend bezieht sich die moralische Pflicht von Bürgerinnen und Bürgern auf eine rechtliche Regelung, die Flüchtlingen Zuflucht ermöglicht, und nicht auf eine Regelung, die allen Flüchtlingen oder jedem Flüchtling Zuflucht ermöglicht. Dies ist auf den Einwand zu erwidern, dass bei einer Kontingentlösung Flüchtlinge von der Möglichkeit des Asyls in Europa ausgeschlossen werden und dass dies moralisch und ethisch falsch oder verwerflich sei.

Es gibt keine moralische Pflicht, allen Flüchtlingen weltweit ein Recht auf Asyl in Deutschland oder Europa einzuräumen. Es gibt das nicht, weil moralische Pflichten sich nicht auf Kategorien oder Klassen wie die Klasse aller Flüchtlinge beziehen. Im Übrigen werden ja auch jetzt schon Flüchtlinge von der Möglichkeit des Asyls in Europa ausgeschlossen, insofern die Antragstellung nur von europäischem Boden aus möglich ist und alles getan wird, um Flüchtlinge an dessen Betreten zu hindern.

Was aber die Menschenwürde betrifft, die als Argument gegen die Kontingentlösung vorgebracht wird, so muss man sehen, dass auch sie in der Lebenswelt fundiert ist. Die Pflichten, die wir gegenüber einem Menschen qua Menschen haben, sind darin begründet, dass er ein Mensch ist, und nicht darin, dass er sich unter das abstrakte Konstrukt der ‚Klasse aller Menschen‘ subsumieren lässt. Sie sind mit anderen Worten Pflichten gegenüber Menschen, aber nicht Pflichten gegenüber jedem Menschen weltweit. Es ist daher ein Missverständnis der Menschenwürde, wenn aus ihr universalistische Forderungen in Bezug auf alle Menschen oder auf alle Flüchtlinge abgeleitet werden. Dieses Missverständnis beruht auf einer Verhexung durch das urteilende Denken: Weil alle Menschen Menschenwürde haben, meint man, dass es menschenwürdebedingte moralische Pflichten gegenüber allen Menschen gibt.

Doch wie es moralisch geboten ist, Notleidenden zu helfen, aber nicht geboten ist, allen Notleidenden weltweit zu helfen, so verpflichtet die Menschenwürde darauf, Menschen das zukommen zu lassen, was ihnen als Menschen geschuldet ist, nicht aber darauf, allen Menschen weltweit dies zukommen zu lassen. Letzteres wäre eine hoffnungslose Überforderung, die eine Ethik des permanent schlechten Gewissens zur Folge hätte. Die jetzige Rechtslage beim Asylrecht beruht auf diesem fragwürdigen

Es gibt keine moralische Pflicht, allen Flüchtlingen ein Recht auf Asyl in Europa einzuräumen.

se aller Menschen auf Asyl folgt, weshalb niemand von diesem Recht ausgenommen werden darf. Ist diese Unterstellung zutreffend?

Aus ethischer Sicht muss man sich hier das Folgende vergegenwärtigen. Wenn es um Rechte von Menschen geht, dann kommt der Unterscheidung zwischen moralischen Rechten und politischen Rechten entscheidende Bedeutung zu. Moralische Rechte sind Rechte eines Menschen beziehungsweise Rechte von Menschen. Politische Rechte sind demgegenüber Rechte jedes Menschen beziehungsweise aller Menschen, die unter die betreffende politische Kategorie – zum Beispiel ‚Flüchtling‘ – fallen.

Diese Unterscheidung ist darauf zurückzuführen, dass das moralische Handeln seine Gründe aus der Lebenswelt bezieht. Darunter ist die Welt zu verstehen, wie wir sie erleben. Es ist der Verkehrsunfall, den ich erlebe, der mir Grund gibt, meine Fahrt zu unterbrechen und zu helfen. In der Lebenswelt gibt es keine Klassen im logischen Sinne wie die ‚Klasse aller Menschen‘ oder die ‚Klasse aller Flüchtlinge‘. Klassen können nicht erlebt werden. Erlebt werden

Universalismus, und hierauf ist es zurückzuführen, dass die staatlichen Instanzen bei der Aufnahme und Unterbringung von Flüchtlingen heute überall an ihre Grenzen stoßen.

Am effektivsten dienen

Was folgt aus dem Gesagten im Blick auf die Regelung der Asylproblematik? Es dürfte klar geworden sein, dass zwischen moralischen Rechten und Pflichten sowie der Menschenwürde einerseits und politischen Rechten und Pflichten andererseits unterschieden werden muss. Aus dem moralischen Recht von Flüchtlingen auf Aufnahme in einem für sie sicheren Land kann nicht direkt ein individuelles politisches Recht aller Flüchtlinge weltweit auf Asyl in Europa – falls sie dieses erreichen – abgeleitet werden. Ebenso wenig kann ein solches Recht aus der Menschenwürde abgeleitet werden. Insofern gibt es aus ethischer Sicht keinen zwingenden Grund für ein individuelles politisches Recht auf Asyl.

Politische Rechte können nicht moralisch beziehungsweise ethisch hergeleitet, sondern sie müssen politisch in Kraft gesetzt werden über eine entsprechende Gestaltung des Rechts. Dabei muss im Fall des Asylrechts aus ethischer Sicht der Gesichtspunkt leitend sein, wie in einer Welt voller Flucht und Vertreibung dem moralischen Recht von Flüchtlingen auf Aufnahme in einem für sie sicheren Land am besten und effektivsten gedient werden kann.

Der CDU-Politiker Frei argumentiert, dass von der jetzigen Rechtslage und Praxis großenteils die Falschen profitieren und dass bei Abschaffung des Individualrechts auf Asyl Kapazitäten frei werden, die es ermöglichen, per Kontingent diejenigen aufzunehmen, die am meisten des Schutzes bedürfen. Ob diese Erwartung realistisch ist, kann man, wie gesagt, anfragen. Doch gibt es, wie gesagt, keine grundsätzlichen ethischen Gründe, die gegen die Abschaffung des Individualrechts auf Asyl und die Einführung einer Kontingentlösung sprechen. Die Grundintention des Vorstoßes von Frei, Alternativen zur jetzigen Rechtslage und Praxis zur Diskussion zu stellen, mit denen die eigentliche Zielsetzung des Asylrechts besser und effektiver verwirklicht werden kann, ist nur zu begrüßen. Denn die Situation, die durch die geltende Rechtslage entstanden ist, ist an Absurdität kaum zu überbieten. ◀

ILSE JUNKERMANN

Für ein realistisches Menschenbild

Warum wir uns ein Beispiel an Gott nehmen sollten

Da überfällt in Europa im 21. Jahrhundert ein Land ein anderes, will es erobern und ihm seinen Stempel, seine Regeln, seine Kultur aufdrücken. Als Russland 2022 die ganze Ukraine überfiel, da waren die meisten überrascht. Sooo weit wird Putin nicht gehen! Er muss sich doch damit zufriedengeben, dass er die Krim annektiert hat. Heute wissen wir: Der Krieg begann bereits mit dieser Annexion im Jahr 2014.

Immer wieder verschlägt es mir die Sprache, wenn ich das höre und sehe: diese Gewaltexzesse!

Wie kaltherzig und erbarmungslos der Machthaber in Russland die Strom- und Wasserversorgung bombardieren, wie systematisch-berechnender Wohnhäuser, Krankenhäuser, Schulen und auch Kirchen und Kultureinrichtungen wie Theater und Museen zerstören lässt. Und dazu die Getreidefelder verminen, die -silos anzünden, die Wege für diesen vor allem in Afrika überlebenswichtigen Nahrungsmitteltransport sperren, den dafür wichtigen Hafen in Odessa angreifen. Alles zielt darauf, systematisch den Menschen ihre Lebensgrundlagen zu zerstören.

Angesichts dieser kalten, berechnenden Gewalt müssen wir viele unserer Ansichten korrigieren, denn wir sehen: Menschen sind so gewalttätig, so böse. Menschen treiben Krieg. Das goldene Friedenszeitalter ist noch nicht angebrochen, auch nicht in Europa; noch nicht so, dass die Menschen Kriegsgeräte in Pflanzwerkzeuge umwandeln. Vielmehr müssen wir unser Menschenbild korrigieren. Dies beginnt damit, das Böse klar zu erkennen und zu benennen – und uns an Gott ein Beispiel zu nehmen: „Der Herr sah, dass der Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar“ (Genesis 6,5).

Gott sieht hin. Gott hat ein nüchternes Bild vom Menschen: Die Menschen sind böse. Wie geht Gott damit um? Zunächst tut er es den Menschen gleich und bringt mit der großen Flut Tod und

Verderben für alle seine Geschöpfe – bis auf Noah und alle Tierarten. Und setzt nach der großen Zerstörung eine Grenze, mit dem deutlichen Zeichen: dem Regenbogen. Mit ihm ruft Gott sich zunächst selbst immer wieder in Erinnerung: „Ich will Frieden mit den Menschen. Ich weiß, dass die Menschen



Foto: privat

dagegen arbeiten; ich weiß, dass das Dichten und Trachten des Menschen böse ist von Jugend auf. Davon habe ich mich noch einmal anstecken lassen und die große Flut über die Erde gebracht. Was auch immer die Menschen mit ihrer Bosheit und Gewalttätigkeit anrichten – ich, Gott, lasse mich nicht mehr dazu verleiten, meinen Friedensbund mit den Menschen zu brechen!“

So sind wir als Gottes Ebenbilder, als Zeugin und Zeuge gerufen, es Gott gleichzutun: Menschliche Bosheit nicht verharmlosen und schönfärben, sie klar benennen, uns bewusst vom Bösen distanzieren; und wie Noah Ruhe bewahren, Rettungsorte gegen Zerstörung schaffen, die Macht des und der Bösen zu begrenzen, aber sich nicht in eine Gewaltspirale hineinziehen lassen, vielmehr uns unter dem Regenbogen immer wieder an Gott ein Beispiel nehmen mit der bewussten Entscheidung zum Schutz der Schwachen und zum Frieden. ◀

Ilse Junkermann ist Landesbischofin a. D. und Leiterin der Forschungsstelle „Kirchliche Praxis in der DDR. Kirche (sein) in Diktatur und Minderheit“ an der Universität Leipzig.

„Vielfalt, die wir respektieren“

Der Präsident des Lutherischen Weltbunds, Panti Filibus Musa, Erzbischof der Lutherischen Kirche Christi in Nigeria, über Homosexualität, die Frauenordination und Waffenlieferungen

zeitzeichen: Der Lutherische Weltbund (LWB) vertritt in der Frage der Homosexualität unter seinen 150 Mitgliedskirchen keine einheitliche Position. Warum ist das so?

PANTI FILIBUS MUSA: Das Thema Homosexualität steht beim Lutherischen Weltbund (LWB) schon seit vielen Jahren auf der Tagesordnung, zumindest seit der LWB-Ratstagung 1995 in Windhuk in Namibia. Es war Gegenstand intensiver Debatten. Der LWB kam zu dem Schluss, dass seine Mitgliedskirchen zu diesem Thema keine gemeinsame Position vertreten. Dennoch ist es eine fortlaufende Diskussion. Unsere Mitgliedskirchen existieren in unterschiedlichen Kontexten und Realitäten, die unterschiedliche Ansätze und Herausforderungen haben, wenn es um Homosexualität geht. Wenn wir uns jetzt entscheiden würden, würde dies unserem gemeinsamen Weg und unserer gemeinsamen Reflexion als Gemeinschaft von Kirchen widersprechen.

Es ist also in Ordnung, dass Sie keine gemeinsame Position haben – oder sollte es zu diesem Thema eine geben?

PANTI FILIBUS MUSA: Noch einmal, hier handelt es sich um eine fortlaufende Reise. Dafür haben wir auf dem Tisch Platz geschaffen, auch wenn es sich um ein Thema handelt, das Spaltungen hervorrufen kann. Aber wir erkennen an, dass wir zusammenbleiben und nicht getrennt werden.

Besonders in Ihrer Heimat, in Nigeria, geht die Politik gegenüber Homosexuellen

Ein gemeinsames Gebet auf der bisher letzten, der 12. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes im Mai 2017 in Windhuk, Namibia.

besonders brutal vor, ihnen droht sogar die Todesstrafe. Beschämt Sie das?

PANTI FILIBUS MUSA: Als globale Gemeinschaft müssen wir anerkennen, dass Kulturen und Gesetze in den Ländern unserer Mitgliedskirchen unterschiedlich sind. Als Kirchen sollten wir von dieser Position aus darüber nachdenken: Wie gehen wir mit der menschlichen Situation in jedem Kontext um, wenn es um das Thema Homosexualität geht? Es sei daran erinnert, dass jeder Mensch überall das Grundrecht auf ein Leben in Sicherheit und Freiheit hat und dass wir Gewalt aufgrund der sexuellen Orientierung von Menschen niemals dulden können.

Haben Sie Probleme mit Homosexuellen?

PANTI FILIBUS MUSA: Nein. Wir glauben der Bibel zufolge, dass jeder Mensch nach dem Bild Gottes geschaffen ist. Wenn wir zu den theologischen Positionen zu dieser Frage kommen, haben wir unsere Vielfalt, die wir respektieren.

Auch in der Frage der Segnung Homosexueller in der Kirche herrscht unter Ihren Mitgliedskirchen kein

Konsens. Wie lange kann man noch akzeptieren, dass es in dieser Frage im LWB keinen Konsens gibt?

PANTI FILIBUS MUSA: Ich weiß nicht, wie lange das dauern wird, da es sich um eine fortlaufende Diskussion handelt. Wir sind eine globale Gemeinschaft, die aus 150 Kirchen besteht, denen viele weitere Ethnien und Kulturen angehören. Wie in jeder Weltgemeinschaft und als kirchlicher Körper besteht eine zentrale Aufgabe darin, zusammenzuhalten und die Einheit in der weltweiten Kirche zu fördern. Auf der Überholspur klappt das aber nicht.

Etwa 20 Prozent der LWB-Mitgliedskirchen lehnen die Ordination von Frauen immer noch ab, darunter beispielsweise die Evangelisch-Lutherische Kirche Lettlands. Sind Sie für die Ordination von Frauen?

PANTI FILIBUS MUSA: Auch hier haben wir als Kirchengemeinschaft einen langen Weg hinter uns, der 40 Jahre zurückreicht, bis zur Budapester Vollversammlung 1984. Seitdem hat jede Versammlung die Position des LWB bekräftigt, sich für die vollständige Einbeziehung von Frauen in das ordi-



nierte Amt einzusetzen, und mehr als 80 Prozent der Kirchen ordinieren Frauen. In meiner Kirche ordinieren wir seit 1996 Frauen, und meine Frau ist selbst ordinierte Pfarrerin.

Kann der LWB in irgendeiner Weise etwas tun, um die Evangelisch-Lutherische Kirche Lettlands zu einer Änderung ihrer Position beim Thema Frauenordination zu bewegen?

PANTI FILIBUS MUSA: Der Lutherische Weltbund drängt seinen Mitgliedskirchen keine Ansichten auf und drängt sie nicht, bestimmte Positionen einzunehmen. Die Mitgliedskirchen haben auf Vollversammlungen gemeinsam beschlossen, sich für die Frauenordination einzusetzen. Dennoch sind wir offen für und fördern Gespräche mit Kirchen, die sich noch nicht für die Ordination von Frauen entschieden haben oder diese zurückgenommen haben, wie es bei der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands der Fall ist. Jede Kirche ist autonom und unabhängig, aber natürlich im Geiste der gegenseitigen Wechselbeziehung als Kirchengemeinschaft.

Ende März tagte die Vorversammlung der Europäischen Regionen des LWB in Oxford. Eines der Themen war der Ukraine-Krieg. Nach den Berichten und Diskussionen in Oxford: Sind Sie für Waffenlieferungen an die Ukraine?

PANTI FILIBUS MUSA: Ich selbst war nicht in Oxford, daher kenne ich die Diskussion dort nur aus zweiter Hand. Aber im Allgemeinen unterstützen wir als LWB keine Kriege oder Konflikte. Seit Beginn der Invasion in der Ukraine hat der LWB den sofortigen Abzug der russischen Streitkräfte aus der Ukraine gefordert. Wir bestehen auf der Möglichkeit eines Dialogs, um den Krieg zu beenden, anstatt ihn zu verlängern. Alles, was Kriege verlängert, entspricht nicht dem Geist des LWB.

Sie sind also gegen Waffenlieferungen in die Ukraine?

PANTI FILIBUS MUSA: Mein Heimatland Nigeria liegt auf einem Konti-

nent, der in den letzten Jahrzehnten und Jahrhunderten auch Konflikte erlebt hat. Ich habe in meinem Leben gesehen, wie die Verbreitung von Waffen und äußere Einflüsse die Zerstörung von Leben verstärken können. Andererseits haben wir die Regierungstruppen auch dafür kritisiert, dass sie nicht eingegriffen haben, um Konflikte zu beenden, wenn sie es hätten tun sollen. Daher bewegt mich die Frage sehr. Der LWB wurde in den Trümmern des Zweiten Weltkriegs gegründet, um auf diese verheerende Katastrophe zu reagieren. In unserer DNA sind wir also generell gegen Waffen, nicht nur in der Ukraine, sondern auf der ganzen Welt. Was wir hoffen und unterstützen, ist ein Dialog zur Beendigung des Krieges mit anderen Mitteln als mit Waffen.

Hier sind einige Zusammenhänge zu meiner nächsten Frage: Sollte der LWB die Beziehungen zur Russisch-Orthodoxen Kirche (ROK) wegen der Kriegspropaganda von Patriarch Kyrill beenden?

PANTI FILIBUS MUSA: Der LWB steht nicht im Dialog mit der Russisch-Orthodoxen Kirche, der Dialogpartner des LWB ist das Ökumenische Patriarchat. Im Dialog mit ihnen pflegen wir ein sehr gutes und vertrauensvolles Verhältnis. Der LWB ist jedoch auch mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) verbunden und unterhält darüber Beziehungen zur Russisch-Orthodoxen Kirche.

Sie denken also, dass es immer noch wichtig ist, mit der Russisch-Orthodoxen Kirche in Kontakt zu bleiben, auch wenn es diese heftige Kriegspropaganda von Patriarch Kyrill gibt?

PANTI FILIBUS MUSA: Natürlich hoffen wir als christliche Organisation immer auf die Möglichkeit der Versöhnung und des Friedens. Das ist die Berufung der Kirche, egal in welcher Situation. Es gibt Situationen, in denen wir uns ein wenig zurückziehen oder anderer Meinung sind, aber das Ziel ist immer, als Kirchen

verbunden zu bleiben und für Versöhnung und Heilung zu sorgen, sowohl innerhalb der Kirchen als auch im öffentlichen Raum. Gleichzeitig sind wir sehr besorgt, wenn Religion missbraucht wird, um für Krieg zu werben.



Foto: epd-bild/Thomas Lohnes

Panti Filibus Musa, geboren 1960, studierte Theologie in Nigeria und den USA und wurde 1994 zum Pfarrer ordiniert. 1998 promovierte er in Pastoraltheologie. 2013 wurde er zum Bischof der Mayo-Belwa-Diözese (Bundesstaat Adamawa) in Nigeria berufen, 2016 wurde er Erzbischof der Lutherischen Kirche Christi in dem westafrikanischen Staat. Am 13. Mai 2017 wurde er auf der Vollversammlung in Windhuk zum Präsidenten des Lutherischen Weltbunds gewählt.

Gibt es eine gemeinsame LWB-Position zur israelkritischen BDS-Kampagne, die unter anderem den Boykott israelischer Waren fordert?

PANTI FILIBUS MUSA: Nein.

Kann es auf der anstehenden LWB-Vollversammlung Diskussionen darüber geben?

PANTI FILIBUS MUSA: Menschen kommen aus unterschiedlichen Kontexten und erzählen in den Versammlungen ihre Geschichten, daher kann ich nicht vorhersagen, was in solchen Diskussionen aufkommen wird.

Im Juni kritisierte der schwarze deutsche Pfarrer Quinton Ceasar bei der Abschlusspredigt des Deutschen Evangelischen Kirchentags in Nürnberg, dass die Kirche kein sicherer Ort für People of Color sei. Stimmen Sie ihm zu?

PANTI FILIBUS MUSA: Ich bin nicht in der Lage, dazu Stellung zu nehmen, da ich nicht dort war und den Kontext, in dem er sprach, nicht kenne.

Aber ganz allgemein: Sind die Mitgliedskirchen des LWB mehr oder weniger sichere Orte für schwarze Menschen?

PANTI FILIBUS MUSA: Es wäre eine sehr pauschale Aussage, dass alle LWB-Kirchen sichere Orte für Menschen aller „Rassen“ und Hautfarben sind. Es ist unsere Vision, sicherzustellen, dass jeder in allen unseren Kirchen sicher und willkommen ist, und wir bestehen darauf, dass es in der Kirche Platz für jeden gibt und dass niemand aufgrund seiner „Rasse“ oder ethnischen Zugehörigkeit diskriminiert wird. Aus diesem Grund erklärte der LWB-Rat 2015 in einer öffentlichen Erklärung Rassismus zu einer strukturellen Sünde. Rassismus ist eine globale Herausforderung, und wir haben in den letzten Jahren überall auf der Welt eine Zunahme von Fremdenfeindlichkeit und Intoleranz erlebt. Unsere Mitgliedskirchen setzen sich in ihren unterschiedlichen Kontexten mit diesem Problem auseinander, und als LWB befassen wir uns in unserer Arbeit damit, einschließlich unseres Eintretens für Menschenrechte.

Noch zu einem anderen Thema: Warum können die LWB-Kirchen in Afrika nicht so boomen wie die charismatischen Kirchen dort? Gibt es da eine Erklärung?

PANTI FILIBUS MUSA: Ich weiß nicht, was Boomen bedeutet. Geht es um Zahlen?

Ja, es könnte auch um Zahlen gehen. Sie sind nicht so gut wie in den charismatischen Kirchen.

PANTI FILIBUS MUSA: Da bin ich anderer Meinung. Die lutherischen

Kirchen in Afrika wachsen tatsächlich. Sie engagieren sich in den Bereichen Mission, Öffentlichkeitsarbeit, Ökumene und Eintreten für Gerechtigkeit. Doch was ist für Kirchen wirklich wichtig? Es fehlen die Parameter zur Messung eines starken Anstiegs. Selbst in Europa, wo man sich Sorgen wegen des zahlenmäßigen Rückgangs macht, würde ich sagen: Diese Kirchen leben. Als Menschen verfügen wir nicht über die Parameter, um Wachstum oder Niedergang von Kirchen zu beurteilen.

Sie denken also, dass die Mitgliederzahlen nicht wichtig sind.

PANTI FILIBUS MUSA: Nun, die Zahlen sind wichtig. Jesus hat uns dazu berufen, Jünger zu gewinnen. Aber es gibt noch mehr Dinge, die wichtig sind.

Erwarten Sie bei der kommenden LWB-Vollversammlung in Krakau Entscheidungen – und welche könnten das sein?

PANTI FILIBUS MUSA: Natürlich. In Krakau wird es mehrere Reflexionen, Empfehlungen und Entscheidungen geben. Wir haben verschiedene Themen, über die wir sprechen werden. Dabei wird es auch um unsere eigene Verfassung und Struktur gehen, denn die Vollversammlung ist das höchste Entscheidungsgremium des LWB.

Können Sie das genauer sagen?

PANTI FILIBUS MUSA: Es wäre unangemessen, wenn der LWB-Präsident den Diskussionen der gesamten Gemeinschaft vorgreifen würde. Aber es wird wahrscheinlich Resolutionen über unsere Rolle in einer Welt geben, die so zerbrochen und zerbrechlich ist. Dabei wird es auch darum gehen, wie wir in den nächsten sechs Jahren bis zur nächsten LWB-Vollversammlung zusammenarbeiten wollen.

Das Interview führte Philipp Gessler am 15. Mai per Videokonferenz.

Vollversammlung in Krakau

Vertreter und Vertreterinnen der lutherischen Kirchen aus aller Welt treffen sich in diesem Monat im polnischen Krakau. Dort beginnt am 13. September die 13. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes (LWB), die diesmal unter dem Motto „Ein Geist, ein Leib eine Hoffnung“, bezugnehmend auf Epheser 4,4, steht. 355 offizielle Delegierte und weitere Gäste kommen bis zum 19. September zu gemeinsamen Andachten und Gottesdiensten zusammen, aber auch zu thematischen Diskussionen.

Gewiss wird der Krieg gegen die Ukraine schon allein wegen der räumlichen Nähe des Veranstaltungsortes eine große Rolle spielen, sicher aber auch die immer wiederkehrenden Streitthemen innerhalb der lutherischen Kirchen, der Umgang mit Homosexualität und mit der Frauenordination. Gewählt wird auch ein neuer Präsident oder eine Präsidentin für die Nachfolge des auf der letzten Vollversammlung in Windhuk/Namibia gewählten Musa Panti Filibus. Ebenso wird der Rat des LWB neu gewählt, der die Geschäfte des LWB zwischen zwei Vollversammlungen führt. Zudem soll die Struktur der Weltbundsarbeit diskutiert werden. Geplant ist auch ein gemeinsamer Besuch der Gedenkstätte im ehemaligen Konzentrationslager Auschwitz.

Für *zeitzeichen* werden Stephan Kosch und Philipp Gessler an der Vollversammlung teilnehmen. Ihre aktuellen Berichte lesen Sie während der Tagung auf www.zeitzeichen.net. Einen Bericht über den vorbereitenden Besuch einer deutschen Delegation in Krakau finden Sie in zz 3/23 oder unter <https://zeitzeichen.net/node/10292>.

Als die Alarmglocken schrillten

Vor 90 Jahren wurde der Pfarrernotbund gegründet. Ein Anstoß zum Kirchenkampf

MANFRED GAILUS

Die preußische Generalsynode 1933 wurde wegen der starken Präsenz von Nazi-Uniformen auch „braune Synode“ genannt. Sie beschloss einen „Arierparagraph“ für die größte deutsche Landeskirche in NS-Deutschland. Dagegen wehrte sich der Pfarrernotbund, der vor 90 Jahren in Berlin gegründet wurde.

Diese dramatischen Tage voller Mut und Feigheit beschreibt der Berliner Historiker Manfred Gailus.

aus den Tagebuchaufzeichnungen des aufrechten Landpfarrers spricht die Dramatik der Lage: „Wir fuhrten wie immer zu dreien nach Berlin. Emmy und ich bestürmten Jacob unterwegs. Er hatte Minderwertigkeitsgefühle: Wir kleinen Klecker, wir Landpastoren u. s. w. Schließlich versprach er mitzumachen. Zuerst rannten wir (Pfarrer) Messow an. Einverstanden. Dann Niemöller. Einverstanden. Dann verfasste Jacob im Kaffee Triumph die Verpflichtung. Ein fabelhafter Wurf. Ein Geschenk.“

Diese Sätze aus dem Tagebuch des Pfarrers Eugen Weschke aus der Niederlausitz zeichnen eine dramatische Situation im September 1933 nach. Pfarrer Weschke war zusammen mit seinem Kollegen Günter Jacob an der Gründung des oppositionellen Pfarrernotbundes vor 90 Jahren in Berlin beteiligt. Unmittelbarer Anstoß war die preußische Generalsynode, die wegen starker Präsenz von Nazi-Uniformen auch „braune Synode“ genannt wird. Diese Versammlung hatte soeben einen „Arierparagraph“ für die größte deutsche Landeskirche beschlossen. Weschke und Jacob sahen sich als Gegner dieser Entscheidung genötigt, sofort zu handeln. Und nicht immer stießen sie mit ihrer Initiative auf Zustimmung, schon gar nicht in der Führungsebene ihrer Kirche. Im Tagebuch hält Weschke fest: „Inzwischen war ich beim E. O. K. (Evangelischer Oberkirchenrat) und stieß zu (Pfarrer) Peter vor. P. ist ein



Die Historikerin und Theologin Elisabeth Schmitz (1893–1977) warnte früh vor einem Versagen der Kirche.

anderer geworden. Geladen mit Energie war er ja schon immer. Jetzt hat er etwas furchtbar Dämonisches.“

Als Pfarrer Weschke an diesem 11. September seinen Kollegen Friedrich Peter aufsuchte – dieser war ein radikaler Anführer der Deutschen Christen (DC) und inzwischen Mitglied der preußischen Kirchenleitung –, entspann sich eine heftige Debatte. Sie verdeutlicht anschaulich die unüberbrückbaren kirchlichen Gegensätze von 1933. Und wer darin einen Gegenwartsbezug sehen will, weil auch heute wieder an manchen Stellen völkische Denkweisen in die Kirche einziehen, mag

nicht ganz falsch liegen. Weschke schreibt im Tagebuch:

„Peter: ‚Wie stehen Sie zu der neuen Kirche?‘ Ich: ‚Ich bin nicht Deutscher Christ.‘ Er: ‚Und Ihre Gemeinde? Wie viele D. Chr. sind da?‘ Ich: ‚Keiner.‘ Er: ‚Das ist ja nicht zu fassen! Wir bauen doch eine neue Kirche!!‘ (...) Er: ‚Werden Sie D. Chr. Werden Sie es um meiner Augen willen.‘ Ich: ‚Das kann ich nicht.‘ Er: ‚Tut mir leid um Sie und Ihre Fähigkeiten in bez. auf Ihre Jugendarbeit.‘ Ich: ‚Warum nehmen Sie uns nicht in die Arbeit, ohne, dass wir D. Chr. werden?‘ Er: ‚Das tun wir, sowie Sie Gehorsam zusichern.‘ Ich: ‚Ohne Weiteres,

Foto: Privatbesitz/Reproduktion Gedenkstätte Deutscher Widerstand

nur nicht da, wo der status confessionis erreicht wird, z. B. beim Arierparagraphen.' Er: ‚Dann ist nichts zu machen.' Ich: ‚Schade.' Er: ‚Wenn Ihnen die Kirche lieber ist als alles andere, kommen Sie zu uns!' Ich: ‚Nein, wenn ich dem Arierpar. zustimmen muss.' Er: ‚Der ist Gesetz!' Ich: ‚Dann ist nichts zu machen.' Er: ‚Würden Sie in Niederjeser einem Neger amtliche Befugnisse geben?' Ich: ‚Nein, wozu denn? Die Frage ist nicht akut.' (...) Er: ... ‚In 30 Jahren soll eine rassenreine ev. Kirche in Dtschl. sein!' Ich: ‚Und die Taufe und der 3. Artikel?' Er: ‚Sie verwechseln die große, eine Kirche, die bei der 2. Wiederkunft Christi sein wird, mit der gegebenen Volkskirche.' Ich: ‚Die Zugehörigkeit zur Kirche wird durch die Taufe bestimmt. Das ist lutherisch.' Er: ‚Was bei Luther und in den Bekenntnisschriften fehlt, ergänzen wir. Wir setzen die Dogmengeschichte fort. Wir führen Luthers Werk zu Ende.' Ich schweige ...“

Am selben Abend versammelten sich etwa 80 Pfarrer aus der Kirchenprovinz Berlin-Brandenburg bei Pfarrer Gerhard Jacobi von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Die Verpflichtungserklärung des Notbunds wird verlesen: „Fast alle stehen auf nach der Verlesung der Verpflichtung. Wie ein Mann. Ein ergreifender Augenblick. Später

rangigen Geltung des Sakraments der Taufe gegenüber rassistischen Kriterien innerhalb der Kirche. Mit diesem Statement erklärten Pfarrer die Unvereinbarkeit von Christentum und Rassenantisemitismus und positionierten sich gegen die Zielsetzungen einer völkischen Kirche der Deutschen Christen.

Ein erster Erfolg

Am Zustandekommen dieses bedeutenden Dokuments war ein größeres Netzwerk von Theologen mit Entwürfen und Diskussionsbeiträgen beteiligt: neben den beiden Lausitzer Landpfarrern auch Dietrich Bonhoeffer, Franz Hildebrandt, Martin Niemöller und Gerhard Jacobi.

Und der erste Erfolg des Bundes war bemerkenswert: Sofort gingen Hunderte von Unterschriften bei der Geschäftsstelle des Notbunds in Dahlem ein, bis Monatsende waren es bereits 2 000. Gleichwohl vermochte diese Pfarrerrinitiative nicht, die seit Monaten anschwellende DC-Bewegung zu stoppen. Am 27. September trat in Wittenberg die erste Nationalsynode der seit Juli 1933 neu projektierten Deutschen Evangelischen Kirche (DEK) zusammen. In der Lutherstadt nahm ein deutschchristlich geprägtes Massenschauspiel an den prominenten Stätten der Reformation seinen fatalen Lauf. *Evangelium im Dritten Reich*, das Wochenblatt der DC, berichtete:

„Und dann bricht der Tag an, der 27. September 1933! Wieder lacht eine festliche Sonne vom wolkenlosen Himmel. Und festlich und feierlich läuten die Glocken. Ganz Wittenberg ist auf den Beinen. Kurz nach 11 Uhr setzt sich der riesige Zug zur Stadtkirche in Bewegung; Die Fahnen der SA-Stürme von Wittenberg, die Fahnen der evangelischen Jugendorganisationen, der Handwerksinnungen, der Vereine. In feierlichem Ornat die theologischen Fakultäten, im Talar die Geistlichen der Lutherstadt, die Synodalen, im Braunhemd die Lutheraner, die Bischöfe der deutschen Landeskirchen mit den goldenen Brustkreuzen ihrer Würde und – der Mann, den alle Augen ehrfürchtig, fragend und hoffnungsvoll suchen: der kommende Reichsbischof Ludwig Müller!“

Die Predigt im Festgottesdienst in der Schlosskirche hielt der württembergische Landesbischof Theophil Wurm über Mt. 22,2–14 (das Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahl). Er sprach auffallend vage über Auftrag, Not und Ziel „der Kirche“.

Die Verkündigung des Evangeliums könne nur durch „Verdeutschung und Vergegenwärtigung“ geschehen. Ziel kirchlicher Arbeit sei nicht allein, dass die Gotteshäuser wieder voll würden, vielmehr müsse „Reinigung und Erneuerung“ wichtigstes Ziel sein. Man könne sich auch durch „unreine Begehrlichkeit am Himmelreich versündigen“ – was immer damit gemeint sein mochte. Jeder konnte sich seinen eigenen Reim darauf machen.

Während dieses Gottesdienstes hatte ein im braunen Zeitgeist ausgestaffierter „Theologensturm“, gebildet aus sächsischen Theologiestudenten, in Uniform und mit NS-Symbolen am Arm, im Chor Aufstellung genommen. Am späten Nachmittag versammelten sich die sechzig Mitglieder der Nationalsynode in der Stadtkirche, wo einst Luther predigte, um den nominierten Kandidaten und „Schirmherrn“ der DC-Bewegung, Ludwig Müller, zum Reichsbischof zu küren. Karl Fezer, Tübinger Professor für Praktische Theologie, teilte der Versammlung mit, der preußische Landesbischof Müller sei von allen Führern der Landeskirchen einstimmig zum Reichsbischof vorgeschlagen worden. Währenddessen hatten sich die Versammelten von ihren Plätzen erhoben. Im offiziellen Bericht heißt es: „Ich bitte die Synode um Kundgabe ihres Willens“ klingt die Stimme Professor Fezers durch den Raum. Ein einstimmiges ‚Ja‘ ist die Antwort (...) Dann folgt die Gegenprobe. Wer dagegen ist, soll die Hand erheben. Nichts rührt sich. Ludwig Müller ist einstimmig von der Ersten Deutschen Evangelischen Nationalsynode zum Reichsbischof gewählt worden! (...) Das protestantische Deutschland hat seinen Führer.“

Anschließend dankte Müller vor der Nationalsynode Gott für das Geschenk der „deutschen Freiheitsbewegung mit Ihrem Führer, unserem Kanzler“. Letztlich bekräftigte der ohne Gegenstimme bestätigte Reichsbischof, NSDAP-Mitglied seit 1931 und „Schirmherr“ der DC-Bewegung, in seiner Ansprache indirekt auch die Geltung eines Arierparagraphen in der kommenden Kirche. Es werde sich als Selbstverständlichkeit erweisen, meinte er, dass die Träger öffentlicher Ämter in Deutschland „unserer Art und Abstammung sein müssen“. Müller schloss seine Rede mit der Parole: „Der kirchenpolitische Kampf ist vorbei. Der Kampf um die Seele des Volkes beginnt.“

„Noch ist bis zur Nationalsynode Zeit. Es ist kurz vor 12, aber es ist noch nicht 12 Uhr.“

zähle ich die Unterschriften. 60, Herr Peter, die bereit sind, die letzten Konsequenzen zu ziehen! Auf einen Schlag! Jetzt muss die Verpflichtung in wenigen Tagen durch ganz Deutschland laufen. Noch ist bis zur Nationalsynode Zeit. Es ist kurz vor 12, aber es ist noch nicht 12 Uhr.“

Die Notbunderklärung verpflichtete Pfarrer, ihr Amt ausschließlich in Bindung an die Bibel und die Bekenntnisse der Reformation auszuüben, gegen jede Verletzung des Bekenntnisses zu protestieren und für verfolgte Kollegen einzutreten. Entscheidend war Punkt 4: „In solcher Verpflichtung bezeuge ich, dass eine Verletzung des Bekenntnisstandes mit der Anwendung des Arierparagraphen im Raum der Kirche Christi geschaffen ist.“

Die Notbunderklärung war allerdings keine generelle Absage an die rassistische Judenpolitik des NS-Regimes, vielmehr eine theologische Bekräftigung der vor-

Tatsächlich war „der kirchenpolitische Kampf“ natürlich nicht vorbei, vielmehr begann er mit dem Kirchenregiment Müllers erst richtig. Bereits am Tag der Wittenberger Feierlichkeiten war spontan eine kleine Delegation des Pfarrernotbunds von Berlin aus in die Lutherstadt geeilt, um einen kritischen „Aufruf“ zu verteilen. Im Namen von 2 000 Unterzeichnern der Notbunderklärung wurde die Aufhebung bekenntniswidriger landeskirchlicher Gesetze, namentlich des Arierparagraphen, verlangt. Das von 22 Theologen unterzeichnete Flugblatt kündigte an: „Wir werden nicht aufhören, gegen jede Verletzung des Bekenntnisses laut und weithin vernehmlich Einspruch zu erheben.“

Wichtige Weichen

Während der ereignisreichen Septemberwochen 1933 wurden wichtige kirchenpolitische Weichen für die kommenden Jahre des Kirchenkampfes gestellt. Das von Ludwig Müller angeführte Gewaltregiment einer zentralisierten Reichskirche scheiterte im Laufe des Jahres 1934 darin, die 28 deutschen Landeskirchen unter seine deutschchristliche Herrschaft zu zwingen. Gleichwohl sollten die DK die meisten der 28 Landeskirchen für lange Zeit beherrschen, darunter auch die gro-

ße Evangelische Kirche der altpreußischen Union. In vielen wurde ein Arierparagraph praktiziert.

Aber auch die Opposition in der Kirche blieb nicht untätig. Der Pfarrernotbund, der mit einer kleinen, spontanen Versammlung am 11. September 1933 im Pfarrhaus Jacobi begann, repräsentierte zu Jahresende 1933 bereits mehrere Tausend Pfarrer. Zugleich sammelte er bekennende Gemeinden, die sich 1934 zu „freien Synoden“ vereinten. Sie erhielten schließlich durch die maßgeblich durch Karl Barth verfasste Barmer Theologische Erklärung vom 30. Mai 1934 ihre wegweisende Richtschnur.

Ein führender Kopf der oppositionellen Bewegung war Dietrich Bonhoeffer. Für den jungen Privatdozenten der Theologie fand sich im Laufe des Jahres 1933 trotz wiederholter Bewerbungen keine Pfarrstelle in Berlin. Seit Oktober hatte er eine Auslandspfarrstelle in London angetreten, blieb aber den Kirchenkämpfen über Telefon, Briefwechsel und Besuchsreisen eng verbunden. „Wir müssen jetzt“, so schrieb er am 15. Dezember von London aus an Niemöller, „gerade in allen Punkten, also auch beim Arierparagraphen, radikal sein und vor keiner Konsequenz, die uns Unannehmlichkeiten bringen könnte, zurückscheuen. Wenn wir

jetzt hier irgendwie untreu werden, diskreditieren wir unseren ganzen Kampf im Sommer. Bitte, bitte sorgen Sie dafür, dass hier alles klar, mutig und sauber bleibt.“

Aber gelang dies, klar, mutig und sauber zu bleiben? Sehr kritisch fiel die Rückschau gegen Jahresende bei der Historikerin und Studienrätin Elisabeth Schmitz in

„Wo hätte man ein Trostwort der Kirche an ihre verfolgten Glieder gehört?“

Berlin aus, die den Kirchenkampf von Beginn an engagiert mit eigenen klugen Beiträgen begleitete. In ihrem Brief vom 1. Januar 1934 an Karl Barth, damals in Bonn, beklagte sie vor allem die Schicksale evangelischer „Nichtarier“: „Wo hätte man ein Trostwort der Kirche an ihre verfolgten Glieder gehört, geschweige denn ein mitfühlendes Gedenken an die Verfolgten – von Christen verfolgten – überhaupt? Was die Kirche am nötigsten braucht, ist weder ein neues Bekenntnis noch die Verfassung, noch theologische Auseinandersetzungen über Volk und Rasse, sondern die ganz einfache, schlichte, selbstverständliche christliche Liebe. Auf keinem Gebiet hat die Kirche u. die deutsche Christenheit so rettungslos versagt wie auf diesem.“ ◀

Anzeigen

Kirchliche Aus- und Fortbildung

Seit langem sind es die Evangelischen Akademien, die Themen aus Glaube, Kultur und Sozialwissenschaft mit Kursen und Tagungen begleiten (siehe Seite 73). Daneben gibt es aber auch Bildungseinrichtungen für die Schulung kirchlicher Leitungskräfte und die theologische Fort- und Weiterbildung von Menschen, die in anderen Berufen stehen. An dieser Stelle zwei Angebote aus diesem Bereich.

Kompetenzen entwickeln. Netzwerke bilden. Ideen finden.

Das bieten wir Führungskräften und Fachkräften mit besonderer Verantwortung in Kirche und Diakonie. Unser breites Angebot an Weiterbildungen, Seminaren, Fach- und Netzwerktagungen in Online- und Präsenzformaten finden Sie unter: www.ba-kd.de und www.fa-kd.de

Akademien für Kirche und Diakonie gGmbH – Bundesakademie und Führungsakademie, Heinrich-Mann-Straße 29, 13156 Berlin



KFU

Evangelische Theologie fürs Ehrenamt

Der Kirchliche Fernunterricht (KFU) bereitet mit einer anspruchsvollen Ausbildung auf den ehrenamtlichen Dienst als Prädikantin oder Prädikant vor. Wer auskunftsfähig werden möchte zu Fragen des christlichen Glaubens und zu zentralen Themen evangelischer Theologie, findet im KFU Informationen und Anregungen. Das gemeindebegleitete Studium dauert 2½ Jahre. Es umfasst 12 Wochenendseminare und 2 Seminarwochen, vertieft durch Selbststudium und Hausarbeiten. Das Studium schließt in der Regel mit einem Examen ab. Studiengebühren werden nicht erhoben für Gemeindeglieder aus den Evangelischen Landeskirchen in Mitteldeutschland (EKM), Anhalt, Sachsen (EVLKS) sowie Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO). Kurs 33 beginnt im September/Oktober 2024 alternativ an den Kursorten Wittenberg, Neudietendorf (Erfurt), Kohren-Sahlis (Leipzig) und Meißen. Bewerbungsschluss ist der 30. Juni 2024.

Interessierte wenden sich bitte an: Homepage: www.kfu-ekmd.de

Kirchlicher Fernunterricht
Zinzendorfplatz 3
99192 Neudietendorf
Tel.: 036202/77978-500
Fax: 036202/77978-509
E-Mail: kfu@ekmd.de

Rektor: Pf. Michael Markert
Studienleiterinnen:
Pfrr. Dr. Susanne Ehrhardt-Rein,
Pfrr. Dr. Magdalena Herbst
Der KFU ist offen für Teilnehmende aus allen Gliedkirchen der EKD und der ACK.

Das Selbstverstehen des Menschen

Bastian König durchdringt die Theologie Rudolf Bultmanns mithilfe anderer Denker der Geschichte

„Das Kerygma als Narration. Rudolf Bultmanns Theologie im Gespräch mit Paul Ricœurs Hermeneutik.“ So lautet die Dissertation des Theologen Bastian König. Was sich kompliziert anhört, ist eine faszinierende Reise über die Frage, wie sich der Mensch selbst versteht und die Theologie dabei helfen kann.

Ursprünglich wollte ich Geschichte, Philosophie und Deutsch auf Lehramt studieren – aber die Eltern eines Freundes waren Pastoren und brachten mich auf die Idee, dass ich auch Theologie studieren könnte. Das lag nicht nahe, da ich zwar getauft wurde, Religion in meiner Familie aber keine große Rolle spielte. Erst über einen guten Konfirmandenunterricht und eigenes Engagement für andere Konfirmanden fand ich Gefallen an Religion, Glaube und Kirche. Das Theologiestudium hat mich schlicht begeistert.

Zu meinem Thema „Das Kerygma als Narration. Rudolf Bultmanns Theologie im Gespräch mit Paul Ricœurs Hermeneutik“ kam ich vor allem über Vorlesungen und Seminare im Rahmen meines Studiums der Systematischen Theologie in Göttingen. Dort stieß ich auf den französischen Philosophen Paul Ricœur (1913–2005), der von 1999 bis 2001 übrigens einen aufstrebenden wissenschaftlichen Assistenten mit Namen Emmanuel Macron hatte. Seit sechs Jahren ist dieser der Präsident der Republik Frankreich.

Während meiner Promotion habe ich den großen Marburger Theologen Rudolf Bultmann (1884–1976) regelrecht lieben gelernt. Er ist nicht mehr so *en vogue* und wird oft missverstanden, als wolle er mit seinem zentralen Konzept einer Entmythologisierung der neutestamentlichen Verkündigung (Kerygma) die Bibel irgendwie als Quelle des Glaubens abschaffen, was natürlich überhaupt nicht der Fall ist. Im Gegenteil können wir durch Bultmann unseren Glauben besser verstehen.



Foto: Jens Schulze

Besonders gelungen hat das Bultmann selbst einmal in einer Predigt so ausgedrückt: „Gottes Ruf, höchst störend und unbequem, rüttelt uns auf, ruft uns zu unserem eigentlichen Leben zurück und gibt uns wieder das rechte Maß für die Dinge und das Treiben, in dem wir uns bewegen. Bereit sein für den Augenblick, der jeweils der entscheidende Augenblick ist! Der christliche Glaube ist ja kein ruhender Be-

Während meiner Promotion habe ich Rudolf Bultmann regelrecht lieben gelernt.

sitz; er ist nicht einfach die Überzeugung von bestimmten Lehren, die man sich ein für allemal zu eigen machen kann. Sondern der christliche Glaube ist eine Haltung des Willens. Er ist in uns nur lebendig, wenn er sich immer aufs Neue bewährt.“

In meiner Dissertation geht es mir zentral um das Selbstverstehen des Menschen. Das menschliche Dasein zeichnet sich ja dadurch aus, dass es sich auf ständiger Selbstsuche befindet. Ich will zeigen, wie sich das Selbst aus christlicher Überzeugung verstehen kann. Dabei unternehme ich, grob gesagt, einen Dreischritt: Zunächst gehe ich auf die zeittheoretische Arbeit des spätantiken Theologen und Kirchenlehrers Augustinus (354–430) ein. Dieser schildert sehr eindrucksvoll, wie wir in der Zeit leben und sie uns dennoch als wichtige Kategorie unseres Lebens rätselhaft bleibt. Denn sie entschwindet uns, sobald wir glauben, sie fassen zu können. Demnach können wir uns nur über Umwege als Selbst in der Zeit begreifen.

Ich bringe diese Ideen, ganz in der Tradition von Ricœur, in Verbindung mit der „Poetik“ des griechischen Philosophen Aristoteles (384–322 vor Christus). Für ihn war die Frage zentral, was eine Erzählung mit

uns macht und wie sie Wirklichkeit gestaltet. Wir sind als Menschen, so glaube ich, immer auf der Suche nach Erzählungen, mithilfe derer wir uns besser verstehen können. Uns gelingt es manchmal, uns und unsere Position erzählerisch, auch im Sinne von Aristoteles, zu erklären. Ricoeur macht deutlich, dass Erzählungen dem aufnehmenden Selbst eine „bewohnbare Welt“ anbieten. Das ermöglicht ein tieferes, neues Selbstverständnis.

Es lässt sich also durch Augustin aufweisen, dass inhaltlich ein Selbstverstehen nur über ein Zeitverstehen möglich ist. Durch die aristotelische Poetik können wir konstatieren, dass sich das menschliche Dasein mimetisch-kreativ die Wirklichkeit erschließt und damit dem Selbst auf die Spur kommt. Schließlich macht die Hermeneutik des Selbst nach Ricoeur auf den grundsätzlichen Umweg aufmerksam, den das Selbst genötigt ist zu gehen, um zu einem Verstehen zu gelangen.

Gerade Fremderzählungen können uns verändern, auch die Erzählungen von und über Christus. Hier vor allem kommt Bultmann ins Spiel. Ein wirkliches Verstehen lässt sich ihm zufolge nur aufgrund eines

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in zeitzeichen über ihre Forschungsarbeiten.

Verstandenseins durch Gott erreichen. Das umfangreiche Erkenntnis bedingt das Erkennen auf Seiten des Selbst, wie auch Paulus dies in einer bekannten Stelle seines ersten Briefs an die Korinther schildert (1. Korinther 13,12).

Bultmann wurde in der ihm nachfolgenden Theologie zurecht vorgeworfen, er führe den Begriff des Kerygma zu eng. Meine These ist, dass dieser Engführung mithilfe von Ricoeur, genauer: der ricœur'schen Hermeneutik, begegnet werden kann, nämlich indem das Kerygma als Narration im Sinne von Ricoeur und vor dem Hintergrund von Augustin und Aristoteles verstanden wird. Durch die Begegnung mit dem christologischen Kerygma werde der Mensch, so versteht es Bultmann, existenziell getroffen. Es ist ein entscheidender Moment auf dem Weg zum Selbstverstehen. Erst im Kerygma begegne Gott dem Menschen, und aufgrund des Kerygmas habe er Anteil am Heilsgeschehen. Ich glaube, gerade durch die ricœur'sche Hermeneutik des Selbst lässt sich Bultmanns Idee vom Kerygma als Angebot einer bewohnbaren Welt verstehen, durch die sich das Selbst neu verstehen kann.

Bultmann wirft in seinen meist kurzen Aufsätzen Fragen auf, die noch heute aktuell sind, auch wenn er seine Ideen nicht immer sehr klar in ihrer Entstehung nachvollziehbar macht. Ich will nicht zuletzt die vielen Missverständnisse über ihn verringern, etwa dies, dass sein berühmter Entmythologisierungsaufsatz von 1941 dem Christentum den Zauber geraubt habe. Nein, es ging Bultmann vielmehr darum, die biblischen Erzählungen existenzial zu interpretieren, sie also so auszulegen, dass sie dem hörenden Selbst von Bedeutung werden können. Dies ist und bleibt die Aufgabe von Theologie und Verkündigung in der Moderne. Das hat Bultmann unter der Überschrift „Glauben und Verstehen“ pointiert zum Ausdruck gebracht. \triangleleft

INFORMATION

Bastian Königs Dissertation ist soeben unter dem Titel „Das Kerygma als Narration. Rudolf Bultmanns Theologie im Gespräch mit Paul Ricoeurs Hermeneutik“ bei Mohr Siebeck erschienen. Das Buch hat 295 Seiten und kostet 94 Euro.

Aufgezeichnet von Philipp Gessler

Für Sie reingeschaut

Streit-Kultur. Journal für Theologie

Zu bestaunen ist eine ganz neue theologische Zeitschrift, deren erste Ausgabe Anfang dieses Jahres erschienen ist: „Streit-Kultur. Journal für Theologie“, heißt sie. Und sie fragt in ihrer ersten Ausgabe: „Wer braucht Theologie? An der Universität, in der Kirche, in der Öffentlichkeit, im menschlichen Zusammenleben?“ Das Besondere: Es ist nicht nur eine internationale Zeitschrift, die auch in Englisch erscheint. „Streit-Kultur“ ist zugleich ein Open-Access-Medium, dessen Texte online und kostenlos zu lesen sind. Programmatisch heißt es auf der Homepage: „Streit-Kultur. Journal für Theologie thematisiert die Gegenwartsrelevanz des Christentums. Welche Relevanz hat das Christentum heute? Wie lassen sich Kontroversen um Religion ertragreich führen? Wie können Positionen geschärft werden und jenseits von Filterblasen zur Kommunikation führen? Was kann die Systematische Theologie in einer zersplitterten öffentlichen Diskussion um (christliche) Religion leisten? Angesichts dieser Fragen wollen wir eine echte Streitkultur pflegen und Urteilsfähigkeit fördern.“ Und wer in die erste Ausgabe hineingeschaut hat, kann bestätigen: Das ist gelungen!

Weitere Infos: <https://streit-kultur-journal.de/ojs/index.php/skjst>



Die Bundeswehr

Seit bald siebzig Jahren besteht die Bundeswehr. 1955 gegründet, existiert sie länger als jede andere deutsche Armee seit der Reichsgründung 1871. Im Kalten Krieg waren die Streitkräfte zur Abschreckung da, in den 1990er-Jahren begannen zahlreiche Auslandseinsätze. Seit Jahrzehnten fehlt es ihr an neuester Rüstungstechnik und klaren Bekenntnissen zu Aufgaben und Reformen. Das soll sich nun ändern.

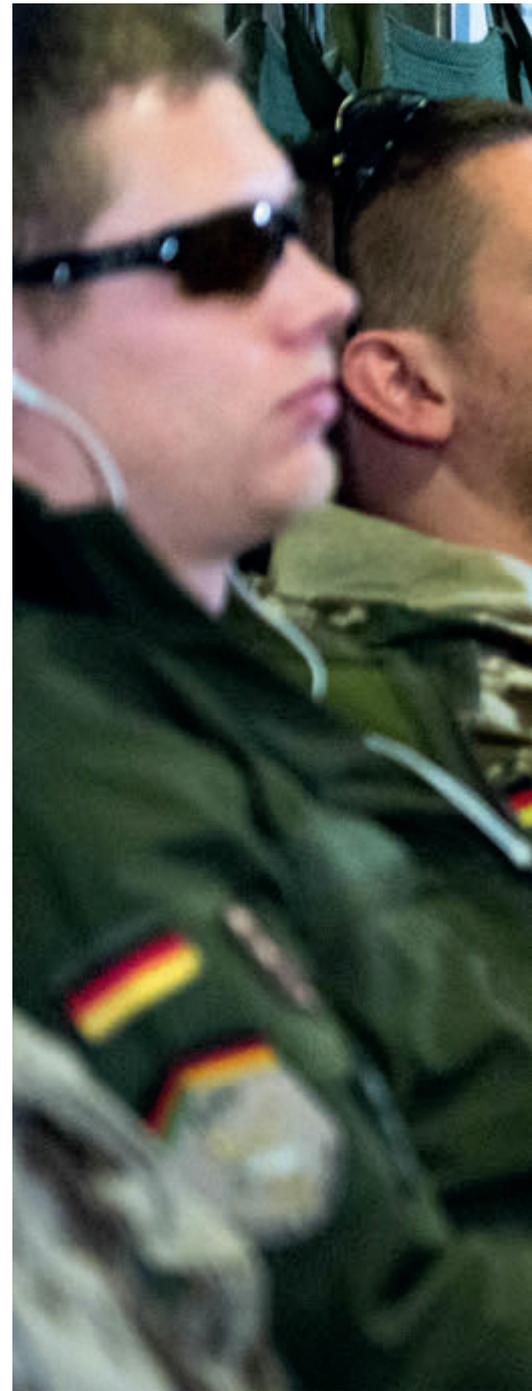


Foto: dpa/Maurizio Gambarini

WILFRIED VON BREDOW

Von der Gründung

Von Anfang an sind die deutschen Streitkräfte von der Politik beeinflusst.

Seite 22

HEINER BRÖCKERMANN

Ungewisse Zukunft

Die Zeitenwende soll in der Armee zugleich als „Gedankenwende“ verstanden werden.

Seite 25

ISOLDE KARLE/NIKLAS PEUCKMANN

Einfluss nehmen

Auch für die Militärseelsorge stellt sich in diesen Zeiten die Frage nach ihrer zukünftigen Gestalt und Aufgabe.

Seite 28



OLAF ZIMMERMANN

Eigene Geschichte

Mit den Erinnerungsorten wurden neue Formen des Gedenkens in der Bundeswehr eingeführt.

Seite 31

INTERVIEW

Ethisches Dilemma

Krieg und Kampf werden im öffentlichen Diskurs verschwiegen, meint der Historiker Sönke Neitzel.

Seite 34



Im Dauerstress

Die Entwicklung der Bundeswehr seit ihrer Gründung

WILFRIED VON BREDOW

Der Überfall Russlands auf die Ukraine am 24. Februar 2022 war ein Paukenschlag, auch für die deutsche Bundeswehr. Der Politikwissenschaftler Wilfried von Bredow beschreibt die Geschichte der Bundeswehr seit ihrer Gründung 1955.

Der 12. November 1955 gilt als Gründungstag der Bundeswehr. Damals überreichte der erste Verteidigungsminister der Bundesrepublik Deutschland, Theodor Blank (CDU), in der Bonner Ermekeil-Kaserne 101 Offizieren und Unteroffizieren ihre Ernennungsurkunden. Mit diesem nüchtern-feierlichen Akt begann der organisatorische Aufbau von Streitkräften. Die drei Westalliierten und die 1949 als Staat mit begrenzter Souveränität formierte Bundesrepublik Deutschland hatten lange darüber verhandelt. Richtig los ging es dann am 2. Januar 1956 – zunächst eher langsam, dann jedoch nach der im selben Jahr vom Deutschen Bundestag beschlossenen Allgemeinen Wehrpflicht 1957

mit raschem Tempo. Vier Jahre nach der Gründung dienten in der Bundeswehr bereits fast 250 000 Soldaten. Die Vorgaben der NATO, der die Bundesrepublik seit Mai 1955 angehörte, zielten allerdings auf das Doppelte.

Von Beginn an stand die Bundeswehr in einem Spannungsfeld widerstreitender politischer und militärischer Erwartungen. Nach der totalen Niederlage des nationalsozialistischen Deutschland 1945 strebten die vier Siegermächte, zunächst noch gemeinsam, eine Entnazifizierung und Entmilitarisierung des in vier Besatzungszonen aufgeteilten Landes an. Diese Gemeinsamkeit wurde schon bald durch eine scharfe ideologische und ordnungspolitische Konfrontation abgelöst. Seit 1947 vertiefte sich der Ost-West-Konflikt und der Kalte Krieg begann. Dieser Konflikt war nicht zuletzt wegen der Existenz von Massenvernichtungswaffen so bedrohlich. Um Westeuropa gegen einen als möglich angesehenen sowjetischen Angriff besser zu wappnen, wurden plötzlich auch deutsche Soldaten gebraucht. Sie sollten militärisch-professionell hocheffizient, indes nicht vom Gedankengut des Nationalsozia-



Foto: dpa

Ankunft der letzten Soldaten des deutschen Afghanistan-Einsatzes auf dem niedersächsischen Fliegerhorst Wunstorf. Von Beginn an stand die Bundeswehr in einem Spannungsfeld widerstreitender politischer und militärischer Erwartungen.

Die Soldaten (und zivilen Mitarbeiter) der Bundeswehr mussten in den Aufbaujahren mit vielen Schwierigkeiten fertig werden. Es hakte bei der Infrastruktur und bei der Ausstattung mit Waffen und Geräten. Das Kriegsbild, das der Ausbildung und den taktisch-operativen Konzepten zugrunde lag, musste den Erfordernissen der hauptsächlich in den USA entwickelten Nuklearstrategie und deren Veränderungen angepasst werden. Das war nicht einfach. Denn in allen realistischen Szenarien eines Ost-West-Krieges in Europa wurde Deutschland enormen Zerstörungen ausgesetzt. Wegen der Nuklearisierung des Kalten Krieges blieb der Nutzen der Wehrmacht-Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg begrenzter, als viele Offiziere und Unteroffiziere der Bundeswehr zunächst annahmen.

In der Öffentlichkeit der Bundesrepublik wurde in diesen Jahren, ganz anders als in der Vergangenheit, alles Militärische eher mit Skepsis und Misstrauen betrachtet. Über die Wiederbewaffnung gab es seit 1952 immer wieder leidenschaftliche Debatten, nicht nur in den politischen Gremien, sondern auch in der Zivilgesellschaft, beispielsweise den Kirchen. Kurz nach der Gründung der Bundeswehr kam es zu gesellschaftsweiten Debatten über die geplante Ausrüstung der Bundeswehr mit taktischen Atomwaffen, also solchen mit geringerer Sprengkraft und Reichweite.

Die internen Aufbauprobleme der Bundeswehr machten den Soldaten schwer zu schaffen. Beispielhaft sei auf die hohe Verlustrate bei dem aus den USA bezogenen Lockheed F-104G Starfighter in den frühen 1960er-Jahren verwiesen. Dass der Abschreckungs- und Verteidigungsauftrag öffentlich so umstritten war und die bundesrepublikanische Gesellschaft eine gewisse Distanz zum Militär pflegte, daran änderte auch die wachsende Zahl junger Männer wenig, die seit April 1957 ihren Wehrdienst in der Bundeswehr ableisteten. Nach dem wegen der „Spiegel-Affäre“ 1962 erzwungenen Rücktritt des damaligen Verteidigungsministers Franz Josef Strauß (CSU) versprach sein Nachfolger Kai-Uwe von Hassel (CDU) den Soldaten nach den harten Aufbaujahren eine „Phase der Konsolidierung“. Die hat es aber nur in Ansätzen gegeben. Mehr ließen die Zeitläufte nicht zu.

lismus infiziert sein und sich in der weltanschaulichen Auseinandersetzung zu den Werten und Institutionen der westlichen Demokratie bekennen.

Primat der Politik

Die ersten Jahrgänge des Offizierkorps der Bundeswehr wurden, wie auch anders, aus ehemaligen Wehrmacht-Angehörigen rekrutiert. Ihre Erfahrungen aus dem Krieg gegen die Rote Armee bestimmten in den folgenden Jahren weitgehend die militärische Interpretation des Abschreckungs- und Verteidigungsauftrags der Bundeswehr gegen die Bedrohung aus dem Osten. Die strafte militärpolitische und strategische Integration in die NATO machte sie aber zugleich zum Muster einer loyalen Bündnisarmee. Bundesregierung und Bundestag bekräftigten zudem mit den Wehrgesetzen den Primat der Politik und eine wirksame politische Kontrolle. Beides war auch das Ziel der Inneren Führung, einem Paket von Wertvorstellungen und Führungsgrundsätzen, die zwar in der Truppe heftig umstritten waren, auch nicht immer zur Anwendung kamen, aber letztlich den verbindlichen Rahmen für die Demokratie-Kompatibilität der Bundeswehr bildeten.



Foto: picture-alliance/akg-images

Demonstration in den 1950er-Jahren.

In der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre kündigte sich, bedingt von neuen, vor allem technischen Anforderungen an den Soldatenberuf, ein Modernisierungsschub für die Bundeswehr an. Zugleich waren diese Jahre geprägt von Veränderungen in der Zivilgesellschaft, die sich etwa in politischen Protestaktionen und einer betont autoritätskritischen Jugendkultur äußerten. Für die auf dem Grundschemata von Befehl und Gehorsam aufgebauten Streitkräfte bedeutete dies eine Zunahme innerorganisatorischer Probleme. Die Zahl der Kriegsdienstverweigerer stieg von Jahr zu Jahr. Neue Probleme, neuer Stress.

Umstrittene Akademisierung

Entscheidende Schritte zur Modernisierung von Bildung und Ausbildung wurden in der Amtszeit von Verteidigungsminister Helmut Schmidt (SPD) unternommen. Nach einer vergleichsweise kurzen Planungsphase nahmen die beiden Bundeswehr-Hochschulen in Hamburg und München im Oktober 1973 ihren Lehr- und Forschungsbetrieb auf. Die damals in den Streitkräften keineswegs unumstrittene Akademisierung des Offizierberufs hat die Bundeswehr deutlich moderner und flexibler gemacht.

Indirekt gewann dadurch auch eine bundeswehrinterne Konfliktlinie erneute Aktualität, die sie im Grunde bis heute nicht eingebüßt hat. Gemeint ist der Konflikt um die eigene militärische Tradition und speziell die Rolle der Wehrmacht darin. Mehrere Traditionserlasse des Verteidigungsministeriums haben hier einen Kompromiss versucht: Ablehnung der Wehrmacht als Bezugsorganisation für die Traditionsbildung der Bundeswehr auf der einen und Würdigung besonderer militärischer Leistungen und moralischen Verhaltens individueller Wehrmacht-Soldaten auf der anderen Seite. Dies Rezept stieß nicht durchgängig auf positive Resonanz. Immerhin hat sich das in den ersten Jahren der Bundeswehr unter ihren Soldaten noch ziemlich verbreitete Vorurteil gegen die Offiziere des 20. Juli 1944 und ihren Versuch, Hitler zu beseitigen, weitgehend verflüchtigt.

In der Zeit von 1972 bis 1989 wurden die strukturellen und organisatorischen Reformen der kurzen, aber wuchtigen Schmidt-Ära von zwei SPD-Ministern, Georg Leber und Hans Apel, und zwei CDU-Ministern, Manfred Wörner und Rupert Scholz, mühevoll und nicht ohne Rückschläge weiter umgesetzt. Heftige und emotional geführte Debatten begannen (nicht nur in Deutschland) zu Beginn der 1980er-Jahre über die Stationierung amerikanischer Mittelstreckenraketen und

Bei Skandalmeldungen interessiert sich die Bevölkerung besonders für die Bundeswehr.

Marschflugkörper in einigen Ländern Westeuropas. Zu einer solchen „Nachrüstung“ sollte es nach Aussage der NATO aber dann gar nicht erst kommen, wenn der Warschauer Pakt die bereits angelaufene Stationierung sowjetischer weitreichender Mittelstreckenraketen „SS 20“ rückgängig machen würde. Die Verhandlungen darüber zogen sich mehrere Jahre hin, bis sie schließlich erfolgreich waren.

Die Bundeswehr spielte in den Auseinandersetzungen zwischen den Bundesregierungen und einer starken, aber heterogenen Friedensbewegung nur eine Nebenrolle. Tatsächlich

interessierte sich die Öffentlichkeit im allgemeinen wenig, etwas intensiver jedoch immer dann für die Bundeswehr, wenn es Skandalmeldungen gab. So wirbelten die üblen Gerüchte über die angebliche Homosexualität von General Günther Kießling (1983/84) kurzfristig viel Staub in einem ansonsten leeren Wasserglas auf und ließen das Ministerium schlecht aussehen.

Mit dem Ende des Ost-West-Konflikts, der Vereinigung der beiden deutschen Staaten, der Auflösung des Warschauer Pakts und dann auch der Sowjetunion selbst begann eine hochintensive und überaus strapaziöse Zeit für die Bundeswehr. Die Übernahme der Nationalen Volksarmee (NVA) der DDR, die im Zwei-plus-Vier-Vertrag ausgehandelte Umfangsverkleinerung der Bundeswehr auf eine Personalstärke von 370 000 Soldaten und schließlich die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vom 12. Juli 1994 über die unter bestimmten Bedingungen zulässigen Auslands-Einsätze (out of area) der Bundeswehr – all das zusammen erforderte eine Neuausrichtung der deutschen Sicherheitspolitik und eine Runderneuerung der Bundeswehr. Dazu zählte auch die Aussetzung der (zum Schluss gar nicht mehr) Allgemeinen Wehrpflicht 2011, was zugleich das Ende des Zivildienstes für Kriegsdienstverweigerer bedeutete.

Seit Mitte der 1990er-Jahre kam es häufig zu vom Bundestag jeweils gebilligten Einsätzen deutscher Kontingente in internationalen Krisenstabilisierungs-Missionen. Die längste und wichtigste davon war der ISAF-Einsatz in Afghanistan. Er begann kurz nach den Terroranschlägen von Al-Qaida am 11. September 2001 und wurde im Sommer 2021 beendet. Manche dieser, was die Einsatzbedingungen und die militärischen Missionen betreffen, sehr unterschiedlichen Missionen waren in Maßen erfolgreich. Nicht jedoch die in Afghanistan. Sie hat tiefe Spuren in der Bundeswehr hinterlassen und wird im kollektiven Gedächtnis der Truppe noch lange eine eher schmerzliche Rolle spielen.

Überbordende Bürokratisierung

Friedlicher ist die Welt in den vergangenen Jahrzehnten nicht geworden. Wenn viele Menschen in Deutschland geglaubt haben, Europa könne eine Insel des Friedens sein und bleiben, war das nichts als Augenwischerei. Die Zerfallskriege Jugoslawiens, das Ausgreifen des islamistischen Terrorismus auch auf Europa und allerspätestens die russische Einverleibung der Krim 2014 haben gezeigt, dass es vermehrter Anstrengungen bedarf, gerade auch militärischer, um das eigene Land und das Territorium des Bündnisses wirksam zu schützen. Die Bundeswehr hat deshalb in den Jahren nach 2014 damit begonnen, sich besser für die Landes- und Bündnisverteidigung zu rüsten. Das hat sich als enorm schwierig erwiesen – wegen der Ausstattungsmängel, wegen nicht ausreichender Rüstungsfinanzierung und nicht zuletzt wegen der überbordenden Bürokratisierung, die vielfach notwendige Entscheidungen verzögert oder gar unmöglich macht.

Insofern war der Überfall Russlands auf die Ukraine am 24. Februar 2022 ein Paukenschlag. Ob er für Deutschland eine sicherheits- und militärpolitische Zeitenwende eingeleitet hat? Jedenfalls strengen Bundesregierung und Militärführung sich an, die Bundeswehr für die neuen Herausforderungen fit zu machen. ◀

In der Zeitenwende

Wie die Wehrhaftigkeit in Deutschland in Zukunft gesteigert werden kann

HEINER BRÖCKERMANN

Die Herausforderungen für die Bundeswehr im kommenden Jahrzehnt sind gewaltig. Neben den militärischen Anforderungen wird das Transitland

Deutschland zu einer logistischen und verkehrsinfrastrukturellen Drehscheibe. Heiner Bröckermann vom Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr erläutert die Rolle der deutschen Armee in der Mitte Europas.

Eine historische Rede kommt bekanntlich immer zur rechten Zeit. Das galt auch für die berühmte Zeitenwende-Rede von Bundeskanzler Olaf Scholz in der Sondersitzung des Bundestages vom 27. Februar 2022. Es war sogar höchste Zeit, denn der

zuvor erfolgte russische Angriff auf die Ukraine vom 24. Februar hatte plötzlich alles verändert. Der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant Alfons Mais, postete auf *LinkedIn*, was viele am ersten Kriegstag umtrieb: „Du wachst morgens auf und stellst fest: Es herrscht Krieg in Europa (...). Und die Bundeswehr, das Heer, das ich führen darf, steht mehr oder weniger blank da.“

Eine Flüchtlingswelle erreichte Deutschland, und die Nachrichten aus der Ukraine deuteten schon bald auf russische Kriegsverbrechen hin. Die Jahrzehnte andauernde Aggressivität des russischen Neo-Imperialismus wurde neu bewertet. Deutschland fand vorsichtig zu einer umfassenden Unterstützung des bedrohten ukrainischen Volkes. Schließlich kämpften Ukrainer mit deutschen Panzern dort für ihre Freiheit und europäische Werte, wo ein Menschenalter zuvor SS und Wehrmacht einen rasseideologischen Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion geführt hatten.



Foto: dpa/Janas Walzberg

Die NATO hat sich jüngst auf ein „New Force Model“ mit etwa 240 000 einsatzbereiten Kräften der Mitgliedstaaten in unterschiedlichen Bereitschaftsstufen geeinigt.

Seit der russischen Annexion der Krim 2014 hatte sich die Bundeswehr an einem neuen „Mindset“ der Landes- und Bündnisverteidigung im 21. Jahrhundert orientiert. Das Stichwort für die künftige Einsatzbereitschaft hatte noch der damalige Generalinspekteur, General Eberhard Zorn, vorgegeben, als er von der „Kaltstartfähigkeit“ der Bundeswehr sprach. Und in den multiplen Krisen der massenhaften Ankunft Geflüchteter ab 2015 sowie der Corona-Pandemie ab 2020 zeigte die Bundeswehr schon einmal zuhause, was sie selbst ohne Waffen für den Heimatschutz aus dem Stand leisten konnte.

Ungewisse Zukunft

Das Wort von der Zeitenwende bereitete die Deutschen 2022 auf eine ungewisse Zukunft vor. Durch historische Bezüge zum Kalten Krieg enthielt der Blick zurück einen gehörigen nuklearen Schrecken, aber auch eine Art von Hoffnung, dass zumindest in den größten Krisen der Vergangenheit der Friede „in der Mitte Europas“ bewahrt werden konnte. Dieser mentale Mutmacher in der Ungewissheit des Augenblicks wurde mit einem sagenhaften Sondervermögen von 100 Milliarden Euro für die Bundeswehr politisch deutlich markiert. Und das so genannte Zwei-Prozent-Ziel vom Bruttoinlandsprodukt als Beitrag für Verteidigung wird in der NATO künftig nicht die Obergrenze, sondern die Untergrenze der nationalen Anstrengungen darstellen. Das wird für Deutschland besonders mit dem Blick auf die angestrebte personelle Stärke der Bundeswehr eine Frage der Ehre werden.

Internationales Krisenmanagement, Heimatschutz und multinationale Kooperation und Integration werden künftig auf der Basis der Befähigung zur Landes- und Bündnisverteidigung gedacht. Zum neuen Mindset gehört dabei die Vollausstattung mit Waffen, Ausrüstung und Munition und deren nachhaltige Bevorratung. Die NATO hat sich jüngst auf ein „New Force Model“ mit etwa 240 000 einsatzbereiten Kräften der Mitgliedstaaten in unterschiedlichen Bereitschaftsstufen geeinigt. Deutschland leistet dazu seinen Beitrag. Unter den schnell verlegbaren Kräften sind unter anderem ein Kommandostab, eine deutsch geführte Brigade in Litauen, eine deutsche Verstärkungsbrigade für Litauen, ein deutscher Beitrag zur tschechisch geführten NATO-Brigade in der Slowakei sowie ein deutscher Anteil an der Allied Reaction Force LAND. Letztere soll dem so genannten 360-Grad-Ansatz der NATO entsprechen, als multinationales Bündnis in jede Richtung und in kürzester Zeit militärisch reagieren zu können.

Anders als Luftwaffe und Marine, die zeitweise mit ihrer Einsatzbereitschaft auch Negativschlagzeilen produzierten, stand besonders das Heer im Fokus der Frage nach der verlorenen Stärke der Bundeswehr. Nun soll das Heer bis zum Ende des Jahrzehnts drei Divisionen mit insgesamt acht nationalen Brigaden voll aufstellen und ausstatten. Den Anfang machen aktuell drei Brigaden im Norden, Süden und Osten Deutschlands. Bei den Kampftruppen der Bundeswehr gibt es, glaubt man den aktuellen Zahlen, heute keinen Mangel an Freiwilligen. Dieses klassische Berufsbild Soldat scheint nach dem Motto „wenn, dann richtig“ attraktiv zu sein. Darf man da aber mit Blick auf die demografische Entwicklung und den Fachkräftemangel in der Wirtschaft bezweifeln, dass es künftig insgesamt gelingt, die ganze Bundeswehr von heute 183 000 auf 203 000 Männer und Frauen im Jahr 2031 wachsen zu lassen?



Neueste Technik: Prototyp einer Drohne vom Typ Heron 1 auf dem NATO-Flugplatz Schleswig/Jagel.

Die allgemeine Wehrpflicht wieder einzusetzen, scheint niemand zu wollen. Diskussionen für ein Dienstjahr aller Geschlechter werden bereits als mögliches Thema für neue Bürgergeräte gehandelt. Fakt ist jedoch, dass die Wehrpflicht seit 2011 nur ausgesetzt ist. Was kann die Alternative sein, wenn das deutsche Personal fehlt? Eine Anwerbung von Ausländern wurde bereits vor Jahren propagiert, geht aber am Kern der Motivation deutscher Soldatinnen und Soldaten vorbei. Wer deutsche Soldaten ohne deutsche Staatsbürgerschaft will, hat weder Gerhard von Scharnhorsts Axiom vom Bürgersoldaten als geborenem Vaterlandsverteidiger noch die Innere Führung der Bundeswehr verstanden.

Was kommen wird, ist die zunehmende Automatisierung des Krieges mit Künstlicher Intelligenz, autonomen Systemen, Kampfrobotern, Distanzwaffen, Raketen und Drohnen, wo es an den so genannten Boots on the Ground fehlt. Und selbst das bekannte „Outsourcing“ von Leistungen durch Militärunternehmer wird zurück in den Fokus rücken. Schließlich könnte man gar in Einsätzen darauf zurückgreifen, für andere, finanzschwache Armeen quasi Subsidien zu zahlen, damit deren nationale Kontingente an der Seite und unter Führung der Bundeswehr Aufträge ausführen. Ein Modell, das in den Vereinten Nationen ähnlich funktioniert, aber auch der Bundeswehr in den 1990er-Jahren auf dem Balkan zum Beispiel mit einem albanischen Sicherungszug gut gelungen war.

Wer aber viel mehr Masse und Klasse will, käme an der Wiedereinführung der Wehrpflicht nicht vorbei. Die allerdings würde bei der Bundeswehr als Vollbremsung der aktuellen Entwicklung empfunden werden, da erhebliche Kräfte in den Aufbau einer Wehrpflichtarmee fließen müssten und die aktuelle Generation der Soldatinnen und Soldaten gerade die Abkehr von der deutschen Wehrpflicht als Qualitätssprung hin zu mehr Professionalität und Fähigkeiten erlebt hat.

Die Sicherheit Deutschlands wird auch mit Atomwaffen gedacht. Ein Atomkrieg kann nicht gewonnen werden. Daran hat



Foto: dpa/Christian Charisius

ganisationen, Ministerien, Bundes- und Landesbehörden sowie kommunale Verwaltungen und die deutsche Wirtschaft gehören dazu. Die Anstrengungen umfassen die Verteidigungsfähigkeit, die Widerstandsfähigkeit oder Resilienz sowie die Sicherung der Lebensgrundlagen Deutschlands. Gerade die Resilienz ist als Begriff in den vergangenen Jahren fast zum Modewort geworden. Sie soll Stärke ausdrücken, aber worum es dabei im Einzelnen geht, wird diskutiert werden. Soll lediglich die unverbrüchliche Beständigkeit in krisenhaften Situationen damit ausgedrückt werden, die flexible Anpassungsfähigkeit oder gar die mutige Fähigkeit zur immerwährenden Erneuerung in Krisen und Kriegen? Die Voraussetzungen für Resilienz werden mit Freiheit, Sicherheit und Recht im Rahmen der freiheitlichen demokratischen Grundordnung, wirtschaftlicher und finanzieller Stärke, der Freiheit von Wissenschaft, Forschung und Lehre sowie dem Schutz vor Gefahren aus dem Cyber- und dem Weltraum umrissen. Dieser breite Ansatz der deutschen Sicherheitsstrategie bis hin zur Abwehr terroristischer oder extremistischer Bedrohungen und dem Schutz von Schlüsseltechnologien beantwortet dabei nicht unbedingt die Frage, welcher Aspekt im Einzelfall wichtiger ist. Welche Priorität kann zum Beispiel die Klimapolitik noch gegenüber Rüstungsfragen im Zeichen der aktuellen sicherheitspolitischen Lage haben? Keine? Die künftigen Herausforderungen werden dabei schnell deutlich, wenn man sieht, dass die Folgen des Klimawandels zu den Auslösern von künftigen Kriegen und sicherheitspolitischen Krisen gezählt werden müssen.

Deutschland wird künftig eine Zone des sicheren Aufmarsches und der rückwärtige Raum von Einsatzszenarios sein. In der Mitte Europas wird das Transitland Deutschland so zu einer logistischen und verkehrsinfrastrukturellen Drehscheibe. Die bekannten

Deutschland wird künftig eine Zone des sicheren Aufmarsches sein.

Herausforderungen in Fragen der Verfügbarkeit von tragfähigen Brücken, leistungsfähigen Straßen, Schienen und Tunneln bis hin zu Rasträumen für Güterverkehr und einer ausreichenden Gesundheitsversorgung werden sich so mit den Anforderungen für das Militär noch aufsummieren.

Jenseits von Europa geht es vor allem um den Partner und zugleich Rivalen China, ohne den globale Herausforderungen nicht zu lösen sind. Während die Bundeswehr die größte NATO-Marine in der Ostsee hat, wird das im Pazifik sicher nicht passieren. An der Seite der USA wird die Beteiligung an Manövern und Ausbildungsvorhaben sowie am strategischen Dialog mit Staaten der Region jedoch weiterverfolgt.

Die Zeitenwende ist die Herausforderung und Zumutung der Gegenwart. In der Bundeswehr soll sie zugleich als „Gedankenwende“ verstanden werden und dort zu einem grundlegenden Mentalitätswandel führen, wie es der Generalinspekteur, General Carsten Breuer, in einer öffentlichen Rede im Juli 2023 anmahnte. Er betonte, dass der aktuelle Kampf in der Ukraine sowohl Kriegsbilder der Vergangenheit, der Gegenwart wie der Zukunft zeige und dieses „Kriegsbild der Zeitenwende“ nun das Engagement aller Kräfte in Politik, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft erfordere: „Alle müssen zu uns in die Arena kommen, Platz auf den Zuschauerrängen gibt es nicht (...) Frieden, Freiheit und Sicherheit kommen nicht zum Nulltarif.“ ▽

sich seit dem Kalten Krieg nichts geändert. Solange es jedoch Atomwaffen gibt, müssen die Atomwaffenstaaten damit verantwortungsvoll umgehen oder zumindest andere Staaten vom Einsatz abschrecken. Mit der aktuellen Bestellung von Lockheed Martin F-35 Lightning II Mehrzweckkampfflugzeugen für die Luftwaffe hat sich Deutschland weiter zur nuklearen Teilhabe im Rahmen der NATO bekannt. Russland hat zuletzt Staaten mit dem Einsatz von Nuklearwaffen bedroht. Das verstößt gegen den Geist des Atomwaffensperrvertrages. Sollte dieser russischen atomaren Bedrohung von Staaten ohne Atomwaffen keine glaubhafte Abschreckung entgegenstehen, würde dies Staaten außerhalb großer Verteidigungsbündnisse geradezu zwingen, sich als letzte Alternative ihrerseits atomar zu bewaffnen. Andererseits darf der Westen auch nicht zur politischen Geisel seiner eigenen Atomwaffen werden.

Angst vor Eskalation

Die Angst vor einer Eskalation zum Atomkrieg ist berechtigt. Politisches Handeln muss dieser Angst Rechnung tragen, darf sich aber nicht das Gesetz des Handelns aufzwingen lassen. Mit den künftig wachsenden konventionellen Fähigkeiten des Militärs wird auch das sichere Eskalieren von militärischen Optionen unterhalb der nuklearen Schwelle wieder zum Thema werden. Atomwaffen werden dabei vor allem politische Waffen bleiben, deren Gewicht in Krisen nicht politisch in die Waagschale geworfen werden darf, will man am Fernziel der Null-Lösung festhalten.

Eine Orientierung und Diskussionsgrundlage bietet die Nationale Sicherheitsstrategie der Bundesregierung von 2023. Die Verteidigung wird demnach gemeinsam mit den USA transatlantisch bleiben und mit Partnern wie Frankreich und den Niederlanden noch europäischer werden. Es wird deutlich, dass „Wehrhaftigkeit“ nicht nur militärisch gedacht wird. Im Rahmen der so genannten Gesamtverteidigung sind neben der im Zentrum stehenden Bundeswehr viele Akteure zu beteiligen. Blaulichtor-

Soziale Seismografen

Warum die Militärseelsorge nach der Zeitenwende vor neuen Herausforderungen steht

ISOLDE KARLE/NIKLAS PEUCKMANN

Die Reformphasen der Bundeswehr haben sich immer auch auf die Militärseelsorge ausgewirkt. Durch Veränderungen sieht diese sich herausgefordert, die Begleitung der Soldatinnen, Soldaten und ihrer Familien an neue Erfordernisse und Dynamiken anzupassen. Damit stellt sich in diesen Zeiten die Frage nach der künftigen Gestalt der Militärseelsorge, wie die *zeitzeichen*-Herausgeberin und Praktische Theologin Isolde Karle und ihr Kollege Niklas Peuckmann darlegen.

In Reaktion auf den völkerrechtswidrigen Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine sprach Bundeskanzler Olaf Scholz in seiner vielbeachteten Rede vom 27. Februar 2022 von einer

„Zeitenwende“. Dieser Begriff ist seither in aller Munde. Er ist zu einem Programmbegriff geworden, der den Startpunkt markiert, die europäische Sicherheitsarchitektur neu zu konzipieren und im selben Zug die Bundeswehr finanziell und materiell massiv aufzuwerten. Mit dem Ausdruck der „Zeitenwende“ verbindet sich darüber hinaus eine Wahrnehmungswende, die alles auf den Prüfstand stellt, was mit Sicherheit, Militär und Frieden zusammenhängt. Insofern ist es wenig überraschend, dass dieser Programmbegriff auch innerhalb der Kirche rezipiert, diskutiert und zum Anlass genommen wird, neu über die Friedensethik nachzudenken. Die Diskussionen schwanken dabei zwischen einem nach wie vor sehr klar vertretenen Pazifismus einerseits und einer ebenso deutlich vertretenen Position der direkten und solidarischen Unterstützung der Ukraine (auch mit Waffenlieferungen) andererseits. Der



Fokus in diesem Beitrag liegt demgegenüber auf der Frage, was die „Zeitenwende“ für die Militärseelsorge bedeutet. Dabei sind zum einen die Auswirkungen dieses Paradigmenwechsels auf die Praxis der Seelsorge in der Bundeswehr in den Blick zu nehmen, zum andern gilt es aber auch und vor allem, die existentiellen Folgen der „Zeitenwende“ zu reflektieren.

Breites Fundament

Zunächst ist zu klären, auf welchem Fundament die „Zeitenwende“ eigentlich steht. Es gehört zum Wesen der Bundeswehr, sich fortwährend weiterzuentwickeln. Als eine Armee in der Demokratie reagieren die Streitkräfte auf Impulse, die von außen an sie herangetragen werden. Diese Impulse kommen aus Politik und Gesellschaft, sie wurzeln mitunter aber auch in eruptiven Veränderungen der globalen sicherheitspolitischen Lage. Die Bundeswehr – das zeigt ihre Geschichte eindrücklich – sieht sich deshalb einem kontinuierlichen Transformationsprozess ausgesetzt.

Es ist für die Bundeswehr insofern keine grundlegend neue Erfahrung, sich neuen Herausforderungen zu stellen. Neu an der nun proklamierten „Zeitenwende“ ist, dass die Impulse zur Veränderungsnotwendigkeit aus den Bereichen der Gesellschaft,



Foto: Stefan Knake

Pfarrer Gunther Wiendl tauft eine Soldatin in der Artikularkirche in Hronsek/Slowakei.

der Politik sowie dem Militär selbst stammen. Die „Zeitenwende“ fußt mithin auf einem deutlich breiteren Fundament als frühere Reformprozesse. Dies hängt damit zusammen, dass sich mit dem Angriffskrieg Russlands auf die gesamtterritoriale Integrität der Ukraine die geo- und sicherheitspolitische Lage wahrnehmbar – und zwar für alle Bereiche der Öffentlichkeit – verändert hat.

Schon seit 2015 gibt es in Deutschland Bestrebungen, einen sicherheits- und verteidigungspolitischen Strategiewechsel vorzunehmen. Dieser Strategiewechsel hängt nicht zuletzt mit den Erfahrungen der völkerrechtswidrigen Annexion der Krim im Frühjahr 2014 durch Russland zusammen. Im Weißbuch der Bundeswehr aus dem Jahr 2016 wird festgehalten, dass der Fokus nicht mehr nur auf die Auslandseinsätze gerichtet ist, sondern

Die Impulse zur Veränderung kommen aus der Gesellschaft, der Politik sowie dem Militär.

sich zugunsten der Landes- und Bündnisverteidigung, für die seitdem genügend Truppenkontingente vorgehalten werden sollen, verschiebt. Die „Zeitenwende“ fußt insofern nicht nur auf einem breiten Fundament der Zustimmung, sondern besitzt selbst eine Vorgeschichte.

Die Reformphasen der Bundeswehr haben sich immer auch auf die Militärseelsorge ausgewirkt. Durch Veränderungen in der Bundeswehr sieht sich die Militärseelsorge herausgefordert, die Begleitung der Soldat*innen und ihrer Familien an systemspezifische Erfordernisse und Dynamiken anzupassen. Dies zeigt sich auch im Rahmen der „Zeitenwende“. So wurde die Einsatzbeziehungsweise Missionsbegleitung auf die NATO-Ostflanke ausgeweitet. Dementsprechend ist die Militärseelsorge gegenwärtig in Litauen und der Slowakei präsent.

Im Zuge der jüngsten Diskussionen um die Haltung der Kirchen zum Krieg in der Ukraine ist die friedensethische Profilierung der Militärseelsorge noch weiter in den Vordergrund gerückt. Dies hat gute Gründe, doch sollte die Perspektive der Seelsorge demgegenüber nicht vernachlässigt werden. Denn in der Praxis der Militärseelsorge steht die Seelsorge selbst weiterhin im Zentrum: Es geht um die seelsorgliche Begleitung von Soldat*innen und ihren Familien in der Heimat und im Ausland. Dies hat sich durch die „Zeitenwende“ nicht geändert. Militärpfarrer*innen

Militärpfarrer Andreas-Christian Tübler aus Appen bei Hamburg feiert einen Feldgottesdienst mit Bundeswehrsoldaten in Koulikoro/Mali.



Foto: epd-bild

verstehen ihren Dienst auch unter den aktuellen Bedingungen einer sicherheitspolitisch veränderten Welt weiterhin im Sinne einer konfessionsübergreifenden Ansprechbarkeit als seelsorgliche Begleitung.

Mit dem Ausdruck der „Zeitenwende“ verbindet sich ein Reformprozess, der die künftige Bundeswehr prägen wird. Damit stellt sich zugleich die Frage nach der künftigen Gestalt der Militärseelsorge. Es ist naheliegend anzunehmen, dass neue Dienstposten für die Militärseelsorge eingerichtet werden müssen, wenn es der Bundeswehr tatsächlich gelingt, ihre Truppenstärke wie beabsichtigt zu vergrößern. In Zeiten der Verflüchtigung der Volkskirche stellt ein kirchliches Handlungsfeld, das wächst, ein

Neue Dienstposten müssen eingerichtet werden, wenn die Truppenstärke vergrößert wird.

ungewohntes Gegenbeispiel zum allgemeinen Trend dar. Dies löst womöglich nicht nur Freude bei den Kirchen aus, sondern könnte auch mit Konkurrenzen unter den Landeskirchen einhergehen, weil diese die Pfarrer*innen für den Dienst in der Militärseelsorge befristet freistellen müssen. In Zeiten des Pfarrermangels könnte das nicht nur als Chance, sondern auch als Problem wahrgenommen werden. Die neu eingerichtete Jüdische Militärseelsorge, die gerade sukzessive aufgebaut wird, zeigt, dass sich die Militärseelsorge bereits jetzt interreligiös vergrößert. Ob die „Zeitenwende“ überdies die wünschenswerte Institutionalisierung einer Muslimischen Militärseelsorge, über die seit Anfang der 2010er-Jahre intensiv diskutiert wird, weiter voranbringt, bleibt abzuwarten.

Schwerwiegender dürfte indes noch sein, welche existenziellen Folgen die „Zeitenwende“ selbst nach sich ziehen könnte. So werden innerhalb der Bundeswehr aktuell theoretische Szenarien durchgespielt, von denen man inständig hofft, dass sie niemals eintreten werden. Dabei ist vor allem an eine mögliche Ausweitung des Krieges Russlands gegen die Ukraine zu denken, durch die der Bündnisfall eintreten könnte. Konkret geht es für die Militärseelsorge um die Frage, wie der Platz und die Funktion eines Seelsorgers beziehungsweise einer Seelsorgerin in einem solchen Fall zu bestimmen wäre. Damit einher gehen Fragen nach den Kapazitäten der seelsorglichen Begleitung von Soldat*innen, die in aktive Kampfhandlungen eingebunden wären.

Bedrückende Vorstellungen

Mit einem solchen Schritt beträte die Bundeswehr Neuland. Sie machte in den zurückliegenden Auslandseinsätzen – konkret im Afghanistaneinsatz – zwar bereits Erfahrungen mit Kampfhandlungen, doch ist die Größenordnung, die bei einer Ausweitung des Krieges im Raum steht, mit diesen Erfahrungen nicht vergleichbar. Es ginge nicht um die singuläre Situation, dass es zu einem oder wenigen getöteten Soldaten kommt, es wären vielmehr viele Tote zu beklagen, und es entstünde darüber hinaus ein ganz anderes Bedrohungspotenzial für die heimische Bevölkerung. Schon die Afghanistaneinsätze zeigten, wie belastend die Kampfhandlungen für viele Soldat*innen waren. Träte der Bündnisfall ein, wäre die Belastung ungleich höher und umfassender.

Gegenwärtig sind diese bedrängenden Konfrontationsszenarien zum Glück reine Theorie. Trotzdem üben die damit verbundenen Sorgen und Befürchtungen schon jetzt Einfluss

auf die Soldat*innen und ihre Familien aus. Der 24. Februar 2022 hat in erschreckender Klarheit vor Augen geführt, dass ein Krieg nicht – wie bislang – undenkbar ist, sondern im äußersten Grenzfall Realität werden kann. Dies ruft Verunsicherung bei Soldat*innen der Bundeswehr hervor. Genau diese Verunsicherungen werden auch an die Seelsorger*innen herangetragen. Zudem sind diese selbst von der veränderten sicherheitspolitischen Lage betroffen – was, wenn es tatsächlich zu offenen Kampfhandlungen im Feld kommen sollte, bei denen Bundeswehrsoldat*innen zu begleiten wären? Für nicht wenige ist das eine bedrückende Vorstellung.

Die Verunsicherungen schärfen zugleich den Blick für einen blinden Fleck in der Diskussion um die „Zeitenwende“. Die Diskussion kapriziert sich gegenwärtig vor allem auf technische, materielle und finanzielle Fragen. Die Veränderungen, die damit angestoßen werden, werden aber nicht abstrakt bleiben, sondern spürbaren Einfluss auf die Lebenswelt vieler Menschen haben. Zuvörderst betrifft dies die Soldat*innen, die die neuen Eventualitäten aushalten und im Ernstfall im Sinne ihres Eides zur Landes- und Bündnisverteidigung an Kampfhandlungen teilnehmen müssten. Das macht deutlich, dass alle technischen, materiellen und finanziellen Fragen – so wichtig und drängend sie auch sein mögen – zugleich als existentielle und soziale Fragen zu behandeln und zu reflektieren sind. Es gehört zur postheroischen Ehrlichkeit auszusprechen, dass die neu angedachte Sicherheitsarchitektur in erheblichem Ausmaß auf Kosten der Personen gehen könnte, die diese vorrangig repräsentieren und zu tragen haben.

Kritische Solidarität

Auf die Ausweitung der Debatte sollte deshalb auch die Kirche und konkret die Militärseelsorge Einfluss nehmen, indem sie auf die enormen Belastungen und Herausforderungen, denen sich bereits heute Soldat*innen in ihrem Dienst stellen, hinweisen. Die Militärseelsorge leistet ihren Dienst in der Bundeswehr im Zeichen einer kritischen Solidarität. Eine kritische Solidarität verliert die handelnden Personen innerhalb der ambivalenten Kontexte ihres Dienstes nicht aus dem Blick, sondern begleitet sie solidarisch. Gleichzeitig schärft sie das Bewusstsein für krisenhafte Zustände oder problematische Entwicklungen. Der kritischen Solidarität wohnt insofern eine Seismografenfunktion inne, die auch für die aktuelle Debatte zur „Zeitenwende“ relevant ist. Es geht um eine Perspektivenerweiterung, die dazu verhilft, Sicherheitspolitik nicht nur abstrakt zu denken, sondern sie in ihren konkreten und vor allem auch existentiellen Konsequenzen durchzubuchstabieren, um der Komplexität der Thematik gerecht zu werden.

Diese Komplexität spiegelt sich auch im politischen Handeln. Bundeskanzler Olaf Scholz agierte bislang vorsichtig und in internationaler Abstimmung mit Blick auf den Krieg Russlands gegen die Ukraine. Er wurde dafür vielfach kritisiert, doch scheint uns diese Vorsicht angesichts der schwerwiegenden Fragen, um die es hier geht, angemessen. Ziel war und ist es, die Ukraine in ihrem Kampf um die Freiheit solidarisch zu unterstützen, eine Ausweitung des Krieges aber zugleich mit aller Kraft zu verhindern. Darin zeigt sich ein Ringen um sicherheitspolitische Lösungen, das der Vision vom Frieden in Europa verpflichtet ist. In genau dieser Verpflichtung sollte auch die „Zeitwende“ stehen, die es im Sinne der kritischen Solidarität zu reflektieren und zu gestalten gilt. ◀



Bunter Panzer vor dem Militärhistorischen Museum der Bundeswehr in Dresden.

Eine Kugel kam geflogen

Warum die Traditionspflege der Bundeswehr in der deutschen Gesellschaft isoliert ist

OLAF ZIMMERMANN

Die Bundeswehr hat sich in den vergangenen Jahrzehnten verändert. Und mit ihr auch ihre Gedenk- und Erinnerungskultur. Doch was ist ein zeitgemäßes Erinnern? Dieser Frage geht Olaf Zimmermann nach. Er ist Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates und Herausgeber von *zeitzeichen*.

Ich hatt' einen Kameraden, Einen bessern findst du nit. Die Trommel schlug zum Streite, Er ging an meiner Seite, Im gleichen Schritt und Tritt. Eine Kugel kam geflogen, Gilt sie mir oder gilt sie dir? Ihn hat sie weggerissen, ...“

Ludwig Uhland hat 1809 dieses Lied gedichtet, das in meiner Kindheit Ende der 1960er-Jahre am Volkstrauertag auf dem kleinen Taunusfriedhof von allen Schülerinnen und Schülern der Volksschule gesungen wurde. Mit viel Pathos wurde der im Ersten und Zweiten Weltkrieg getöteten Dorfbewohner gedacht.

Auch nach mehr als einem halben Jahrhundert kann ich mich gut entsinnen, wie unbehaglich diese jährliche Veranstaltung für mich war. „Eine Kugel kam geflogen, Gilt sie mir oder gilt sie dir?“, hat mich bis in meine Träume verfolgt.

Und jetzt Mitte 2023, der Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine tobt seit eineinhalb Jahren, hat dieser Krieg mitten in Europa, etwas bis vor kurzem Undenkbares, bereits etwas vertraut Normales angenommen. Ich schreibe dies nicht leichtfertig, sondern mit einer großen Erschütterung.

Als ich 1980 den Dienst mit den Waffen verweigerte und Zivildienst leistete, war die Welt ebenfalls von Kriegen durchseucht.

Die USA und die Sowjetunion standen sich jeweils zusammen mit ihren Verbündeten, NATO oder Warschauer Pakt, gegenüber. Die Rüstungsspirale drehte sich nach oben, und ich erinnere mich genau, dass die Sorge bestand, der Kalte Krieg würde in einen bewaffneten Konflikt zwischen Ost und West münden. Der Vietnamkrieg war erst fünf Jahre zu Ende und der Erste Golfkrieg nahm gerade seinen Anfang. Der Sowjetisch-Afghanische Krieg tobte ebenso wie der Bürgerkrieg in Angola. Aber all diesen schrecklichen Kriegen war gemeinsam, dass deutsche Truppen, weder die westdeutsche Bundeswehr noch die ostdeutsche Nationale Volksarmee (NVA), an den Kämpfen direkt beteiligt waren.

Erinnern, aber wie?

Heute sieht das Engagement der Bundeswehr anders aus. Die Bundeswehr selbst nennt mit Stolz die Zahlen: Zurzeit engagiert sich die Bundeswehr in 13 Einsätzen auf drei Kontinenten mit 3 500 Soldatinnen und Soldaten. Die erste Operation mit dem Namen UNSCOM (United Nations Special Commission) startete die Bundeswehr im August 1991 im Irak. Seit dieser Zeit hat die Bundeswehr 25 Auslandseinsätze abgeschlossen und mehr als eine halbe Million Soldatinnen und Soldaten dabei eingesetzt.

Unfälle mit Todesfolge im Dienst hat es in der Bundeswehr und der NVA immer gegeben, doch im Oktober 1993 starb der Feldwebel Alexander Arndt durch zwei Kugeln während der UNTAC-Mission in Phnom Penh. Eine öffentliche Trauerfeier gab es damals nicht, aber der Verteidigungsminister und der Generalinspekteur der Bundeswehr hielten eine Ansprache beim Gedenkapell auf dem

Flughafen in Wunstorf. Alexander Arndt war der erste im Ausland gefallene deutsche Soldat nach dem Zweiten Weltkrieg. Das ist nun dreißig Jahre her, mittlerweile muss man 115 Gefallene der Bundeswehr bei Auslandseinsätzen beklagen.

Wie wird heute an sie erinnert, wie werden die Auslandseinsätze und die Arbeit der Soldatinnen und Soldaten in der Gesellschaft diskutiert? Welchen Stellenwert hat die Bundeswehr – insbesondere seit der Aussetzung der Wehrpflicht im März 2011? Zuvor war jeder junge Mann und damit auch jede Familie mit der Bundeswehr und der Entscheidung, Wehrpflicht oder Zivildienst zu leisten, konfrontiert. Die Bundeswehr war präsent.

Ende Juli dieses Jahres fand der sechste Marsch des Verbandes der Reservisten der deutschen Bundeswehr zum Gedenken an verstorbene Kameradinnen und Kameraden statt. Die Marschstrecke führte an vier Tagen vom Truppenübungsplatz Lehnin über den Wald der Erinnerung bei Potsdam nach Berlin, vorbei am Reichstagsgebäude und dem Brandenburger Tor zum Ehrenmal der Bundeswehr am Bendlerblock. Dort fand der Marsch mit einer feierlichen Kranzniederlegung seinen Abschluss. Alles weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit.

Die Bundeswehr schreibt auf ihrer Webseite: „Beim Ehrenmal der Bundeswehr und beim Wald der Erinnerung geht es nicht um Heldenverehrung, sondern vor allem um Respekt.“ Das ist gut und richtig, aber wie respektiert eine Gesellschaft „ihre“ Soldatinnen und Soldaten?

Die Gesellschaft der Bundesrepublik ist geprägt durch ein tief ambivalentes Verhältnis zu ihrer Armee und damit auch zu den Soldatinnen und Soldaten. Der Militarismus des Kaiserreichs, das mangelnde demokratische Bewusstsein eines erheblichen Teils der geschlagenen deutschen Armee während der Weimarer Republik, das Engagement der Freikorps gegen die Demokratie und vor allem der Nationalsozialismus und die Rolle der Wehrmacht in dem Unrechtssystem haben sich fest in das kollektive Gedächtnis eingepreßt. Die bereits erwähnte Aussetzung der Wehrpflicht 2011 hat diese Distanz der deutschen Gesellschaft zur Armee noch einmal befördert.

Der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine hat ein sehr großes Unsicherheitsgefühl ausgelöst und mancher Friedensaktivist wurde gar zum Bellizisten. Gleichzeitig wird in vielen Medien so viel über Kriegswaffen und Kriegstaktik, über Gut und Böse im

Es fehlt eine breite erinnerungskulturelle Debatte in Deutschland.

Krieg berichtet, wie schon lange nicht mehr. Was aber fehlt, ist eine breite erinnerungskulturelle Debatte, wie sie über den Mord an den Juden, der Shoa, über Jahrzehnte in Deutschland geführt wird.

Am Anfang fand eine erinnerungskulturelle Debatte hauptsächlich innerhalb der Bundeswehr statt. Besonders die so genannten Veteranenvereine haben sich bis heute der Erinnerungskultur verschrieben. Das erinnerungskulturelle Denken für die Zeit der Bundeswehr begann schon am Ende des Zweiten Weltkrieges. Im letzten Wehrmachtsbericht vom 9. Mai 1945 sagte Hitler-Nachfolger Großadmiral Karl Dönitz: „Die Wehrmacht gedenkt in dieser schweren Stunde ihrer vor dem Feind gebliebenen Kameraden. Die Toten verpflichten zu bedingungsloser Treue, zu Gehorsam und Disziplin gegenüber dem aus zahllosen Wunden blutenden Vaterland.“ Soldatenehre und Soldatenpflicht haben, so das damalige

Narrativ, den deutschen Wehrmachtssoldaten angetrieben, nicht der nationalsozialistische Wahn.

Eine deutliche Verbreiterung der Debatte fand erst durch die „Wehrmachtsausstellung“ des Hamburger Instituts für Sozialforschung statt. Die beiden Wanderausstellungen (1995 bis 1999 und 2001 bis 2004) nahmen die Verbrechen der Wehrmacht unter die Lupe. Die öffentliche Aufregung war groß. Der Mythos des ehrenhaften, sauberen Kämpfers zerbrach damals unter der Last der vom Hamburger Institut für Sozialforschung vorgelegten Bewei-



Neue Formen des Gedenkens: Ein Stein im „Wald der Erinnerung“ nahe Potsdam erinnert ebenso wie Stelen aus erdfarbenen Ziegeln an die in Afghanistan ums Leben gekommenen Soldaten.

se. Die Wehrmacht war am Vernichtungskrieg des NS-Regimes gegen die Sowjetunion und am Holocaust aktiv beteiligt gewesen. Spätestens seit dieser Zeit ringt die Bundeswehr mit „ihrer“ Erinnerungskultur.

Am 12. November 1955 wurde mit Theodor Blank der erste Bundesminister für Verteidigung der Bundesrepublik ernannt und die ersten 101 Freiwilligen zogen in die Kasernen. Im März 1956 wurde vom Deutschen Bundestag das „Soldatengesetz“ verabschiedet, die neue deutsche Armee hieß nun „Bundeswehr“. Im selben Jahr trat die allgemeine Wehrpflicht in Kraft.

Im März 1956 nahm die Nationale Volksarmee ihre Arbeit auf. Willi Stoph war der erste Verteidigungsminister der DDR. Die NVA war zunächst eine Freiwilligenarmee, die an die Kasernierte Volkspolizei anschloss. Erst im Januar 1962 trat die allgemeine Wehrpflicht in der DDR in Kraft.

Am 3. Oktober 1990, nach der Wiedervereinigung, ging die NVA in der Bundeswehr auf. In allen Kasernen Ostdeutschlands gelobten an diesem Tag NVA-Soldaten und -Offiziere, fortan der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und Recht und Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen.

Die Bundeswehr hat in den vergangenen fast siebenzig Jahren viele Veränderungen durchgemacht. Besonders das Konzept der Inneren Führung setzte sich deutlich von der Wehrmacht ab und postulierte den „Staatsbürger in Uniform“. Politische Bildung sowie die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Bundeswehr gehören zu diesem Konzept ebenso dazu wie die Demokratiebildung. Die Bundeswehr ist die Armee eines demokratischen

Rechtsstaats. Ihre Auslandseinsätze werden durch den Deutschen Bundestag beschlossen. Nicht von ungefähr ist die Rede von der Parlamentsarmee Bundeswehr. Die Einbindung in die NATO veränderte die Streitkräfte ebenso wie ihre „out-of-area“-Einsätze außerhalb der Landes- und Bündnisgrenzen ab den 1990er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

Als Freiwilligenarmee muss sie eine eigene attraktive Identität entwickeln. Sie muss ein guter Arbeitgeber sein, damit junge Menschen, Männer und Frauen sich freiwillig melden und den Militärdienst zu ihrem Beruf machen.

Zur Identität der Bundeswehr, insbesondere der aktuellen Freiwilligenarmee, gehört, sich der eigenen Geschichte zu vergewissern. Das Selbstverständnis einer demokratischen Armee auszubilden und zu leben, Vielfalt zuzulassen. Dazu gehört, dass neben den traditionellen evangelischen und katholischen Militärggeistlichen nun auch ein Militär rabbiner eingesetzt wurde. Die Etablierung eines Militär imans steht noch aus. Gerade die Geistlichen haben neben der individuellen Seelsorge für die Soldatinnen und Soldaten auch Aufgaben in der Erinnerungskultur und Traditionsbildung.

Dabei ist inzwischen die Erinnerung an die Wehrmacht nur noch ein Aspekt der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Mindestens ebenso wichtig ist es, sich mit den nunmehr fast siebzig Jahren Geschichte seit der Gründung der Bundeswehr aus-

führt. Keine Kriegerdenkmale, sondern Orte, die bewusst machen, dass Soldatinnen und Soldaten im Auslandseinsatz gefallen sind. Der bereits genannte Wald der Erinnerung in der Nähe von Potsdam ist ein weiterer Ort, ebenso wie der Marsch der Erinnerung oder die 2014 gegründeten Invictus Games, die im September dieses Jahres erstmals in Deutschland stattfinden. Hier treten versehrte und verwundete Soldatinnen und Soldaten in einem sportlichen Wettbewerb gegeneinander an. Sport als Chance, neuen Lebensmut zu fassen und sich zu messen.

Verhältnis zur Zivilgesellschaft

Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge betreut Soldatenfriedhöfe in Deutschland und im Ausland. Kriegsgräberstätten sind heute Orte der Erinnerung, des Gedenkens und der Versöhnung. Jugendbegegnungen widmen sich dem Kennenlernen und der Versöhnung. Gewaltgeschichte wird hier zum Ausgangspunkt für gemeinsames friedliches Zusammensein. Das Ehrenmal der Bundeswehr befindet sich auf dem Gelände des Bundesverteidigungsministeriums in Berlin. Es erinnert an die über 3 300 Bundeswehrangehörigen, die in Folge ihres Dienstes, im Kampf gefallen oder im Dienst verunglückt, verstorben sind. Zum Ehrenmal gehören auch ein Raum der Stille sowie eine Ausstellung zur Geschichte der Bundeswehr.

Das Militärhistorische Museum der Bundeswehr in Dresden widmet sich als Geschichtsmuseum dem Thema Krieg und Frieden. In der Dauerausstellung wird ein weiter Bogen der Geschichte von Krieg und Gewalt seit dem Mittelalter gespannt. In den Sonderausstellungen wird sich insbesondere mit der Geschichte von Krieg und Frieden seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs befasst. Dabei wird politisches Handeln in einen historischen Kontext gerückt und befragt. Die Grenzen von durch die Bundeswehr selbst organisierter militärischer Erinnerungskultur wird zum Beispiel auf dem Flugplatz Gatow in Berlin sichtbar. Hier wird sich besonders der Geschichte der Luftwaffe gewidmet. Hunderte von alten Militärflugzeugen und anderes Kriegsgerät stehen auf dem alten Flugfeld zur kontextlosen Besichtigung. In einem Hangargebäude wird zwar versucht, ein auch kritisches Bild auf die Geschichte der Luftwaffe zu werfen, doch werden diese guten Ansätze durch die „Materialschlacht“ an Kriegsgeräten im wahrsten Sinne des Wortes begraben.

Es bleibt das Gefühl, dass die Traditionspflege der Bundeswehr oftmals merkwürdig unverbunden zu anderen gesellschaftlichen Akteuren und damit auch Diskussionen ist. Die Zivilgesellschaft und Bundeswehr haben viel Distanz zueinander. Mehr Transparenz und Dialog sind daher erforderlich. Der Deutsche Kulturrat widmet sich in Zusammenarbeit mit der Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages, Eva Högl, dem Thema Erinnerungskultur und Bundeswehr. Der Gedanke ist dabei, das Verständnis für demokratische Werte, Menschenrechte und Frieden zu schärfen und das gesellschaftliche Verständnis für die Bundeswehr zu erhöhen. Der Kulturbereich und die Bundeswehr sollen, intensiver als bislang, miteinander sprechen.

„Eine Kugel kam geflogen, Gilt sie mir oder gilt sie dir?“, hat in der heutigen politischen Realität an trauriger Bedeutung gewonnen. Die Bundeswehr gehört mit ihrer Geschichte in all ihren Facetten und mit ihrem aktuellen Handeln in die Mitte der gesellschaftlichen Debatten. ◀

einanderzusetzen. Hierzu zählt die Befassung mit dem Kalten Krieg, den unterschiedlichen Konzepten von Bundeswehr und NVA und nicht zuletzt mit der Geschichte der deutschen Einheit in der Bundeswehr.

Wenn von Erinnerungskultur in der Bundeswehr in den vergangenen Jahren in öffentlichen Diskussionen die Rede war, ging es zumeist um die Namen von Kasernen und um Traditionsecken in Kasernen. Es wurde teils belustigt, teils mit Schrecken über eine mangelnde Distanz und Distanzierung von der Wehrmacht berichtet. Es schien das Bild einer Armee auf, die noch an alten Traditionen festhält. Das ist aber – zum Glück – nur ein kleiner Teil der Erinnerungskultur der Bundeswehr und vielerorts sind die Traditionsecken inzwischen geräumt, Kasernen wurden umbenannt.

Mit den Erinnerungsorten an den Bundeswehrstandorten der Auslandseinsätze wurden neuen Formen des Gedenkens einge-



Fotos: dpa/Soeren Stache

Frieden gegen Freiheit

Gespräch mit dem Potsdamer Militärhistoriker Sönke Neitzel über den Zustand der Bundeswehr, warum eine Dienstpflicht nötig ist und wie militärische Abschreckung funktioniert

zeitzeichen: Herr Professor Neitzel, ist es ein schlechtes Zeichen, dass wir uns als ein christliches Magazin nach einem Jahrzehnt erstmals wieder mit der Bundeswehr beschäftigen? Zeigt das etwa die erneute Militarisierung des Denkens in der deutschen Gesellschaft?

SÖNKE NEITZEL: Nein, eine Militarisierung des Denkens zeigt das nicht. Denn die Bundeswehr ist ja ein Verfassungsorgan, und es geht darum, dass diese ihre Aufgabe erfüllen kann. Es zeigt eher, in welcher Welt Sie sich als Zeitschrift bewegt haben. Und dass Sie es geschafft haben, Krieg und Militär aus Ihrem Referenzrahmen auszuschließen und sich die Welt so zurechtzulegen, wie Sie sie gerne hätten. Aber so ist die Welt nicht.

Die Themen Krieg und Bundeswehr wurden ja in der Gesellschaft lange verdrängt, vielleicht um die Friedensdividende einzustreichen und die mit der Beschäftigung verbundenen Belastungen beiseitezuschieben. Ist das eine richtige Analyse?

SÖNKE NEITZEL: Ja, das sehe ich so. Mit der Wiedervereinigung gab es eine Zäsur. Aber davor war die Bundesrepublik, auch die DDR, ein hochgerüstetes Land. Die Bundesrepublik hat damals drei Prozent vom Bruttoinlandsprodukt für Rüstung ausgegeben. Und man darf nicht vergessen, dass trotz der Friedensbewegung die Mehrheit der Jahrgänge der Einberufung zur Bundeswehr gefolgt ist, und die meisten Deutschen eben auch für den NATO-Doppelbeschluss waren. Das Land und seine Regierung haben seinen Verteidigungsauftrag trotz der kritischen Debatten sehr ernst genommen. Nach 1990 hat sich das verändert, was auch verständlich ist. Denn wir alle hatten natürlich die Hoffnung, dass Krieg der Vergangen-

heit angehört und dass sich die liberale Demokratie auf der Welt durchsetzt.

„Das Ende der Geschichte“, hatte der US-Politikwissenschaftler Francis Fukuyama damals ausgerufen.

SÖNKE NEITZEL: Ja, wie sollte man auch nach 1990 aus einer deutschen Perspektive etwas anderes denken? Dabei war der Krieg nie weg. Da liegt der Fehler. Denken wir an die Jugoslawienkriege, an die im Kaukasus. Man ging aber zu sehr von sich selbst aus, da Deutschland von Freunden umgeben war. Dann folgten die Out-of-area-Einsätze unter der Leitung der NATO, diese Stabilisierungsmissionen, die mit dem alten imaginierten Krieg nichts mehr zu tun hatten.

Auch das war eine logische Konsequenz aus der neuen Weltlage.

SÖNKE NEITZEL: Dass man sich dem anpasst, kann man retrospektiv nicht negativ werten. Ebenso wenig, das Geld in andere Bereiche zu investieren. Der kritische Befund muss sein, dass man aus der Geschichte nichts gelernt hat. Die Briten haben nach dem Ersten Weltkrieg die Streitkräfte bis auf die Schlacke reduziert, weil auch sie der Meinung waren, einen großen Krieg werde es erstmal nicht geben, Deutschland war besiegt. Sie mussten dann 1937 massiv aufrüsten. Sie haben daraus den Schluss gezogen, dass so etwas nie wieder passieren dürfe.

So clever war man in der Bundesrepublik nicht.

SÖNKE NEITZEL: Wir haben 2001 die Bündnis- und Landesverteidigung de facto aufgegeben und gleichzeitig auch die Strukturen abgeschafft, um in einem Eventualfall das Land oder das Bündnis wieder verteidigen zu können. Man hat die Wehrpflicht ausge-

setzt und die Kreiswehrrersatzämter, Kasernen und Depots gleich mit. Wir haben uns so radikal an eine wahrgenommene Realität angepasst, dass wir jetzt riesige Schwierigkeiten haben, uns auf die Rückkehr des zwischenstaatlichen Krieges nach Europa einzustellen.

Hat das auch mit dem Bild zu tun, das sich die Deutschen im Laufe der Jahrzehnte von der Bundeswehr gemacht haben? Wie hat sich das verändert?

SÖNKE NEITZEL: Es ist positiver geworden. Es gibt die Bevölkerungsumfragen vom Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaft der Bundeswehr in Potsdam, die zeigen, dass sich die Bevölkerung seit den 1990er-Jahren immer mehr mit dem Bild der Bundeswehr anfreundete konnte. Also als eine Streitmacht für Stabilisierungsmissionen unterwegs zu sein, so eine Art Polizeieinsatz oder Technisches Hilfswerk. Das war vermittelbar. Am Vorabend des Afghanistan-Einsatzes waren wahrscheinlich Bundeswehr und Gesellschaft so eng zusammen wie nie in der Geschichte der Bundesrepublik. Das war ein Bild der Streitkräfte, das auch die Kirchen und breite Gesellschaftsschichten akzeptieren konnten. Zum Beispiel ging es in Somalia um den Schutz von Lebensmittellieferungen oder in Bosnien um die Stabilisierung dieses kriegsgeschüttelten Staates.

Und um das öffentlich verkündete Brunnenbauen.

SÖNKE NEITZEL: Genau. Das war ein Bild, mit dem man sich anfreundete konnte. Deswegen war die Popularität der Bundeswehr in den Umfragen viel höher, als man gemeinhin denkt. Die Deutschen waren ja nie in der Mehrheit Pazifisten. Es gab zwar immer Pazifisten, aber nie eine Mehrheit, weder in den 1950er-Jahren noch zu

Zeiten des NATO-Doppelbeschlusses in den 1980er-Jahren oder danach. Die Bundeswehr bekommt hohe Zustimmung als ein bewaffnetes Technisches Hilfswerk, aber bekam ein Problem, als sie in Afghanistan dann doch kämpfen musste.



Foto: picture alliance/Geisler-Fotopress

Sönke Neitzel hat seit 2015 den Lehrstuhl für Militärgeschichte/ Kulturgeschichte der Gewalt an der Universität Potsdam inne. Der 55-jährige Historiker war zuvor Professor für International History an der London School of Economics and Political Science sowie für Modern History an der University of Glasgow. Die Geschichte der Bundeswehr im internationalen Kontext sowie die Militär- und Gewaltgeschichte der Moderne gehören zu seinen Forschungsschwerpunkten. Sönke Neitzel ist Mitglied des Beirates der Bundesakademie für Sicherheitspolitik.

Und sie hatte in Afghanistan viele Verwundete und auch 59 Tote zu beklagen.

SÖNKE NEITZEL: Die Bevölkerung hat nicht verstanden, warum Deutsche am Hindukusch kämpfen müssen. Die Politik hat sich herausgemogelt, und die Frage, warum Bundeswehrtruppen in Afghanistan und Mali sind, nie ehrlich beantwortet. Die Regierung hat keine Seelsorger und keine Entwicklungshelfer in diese Auslandseinsätze geschickt, sondern vor allem Soldaten. Soldaten sind dazu da, militärische

Gewalt anzudrohen oder im Notfall auch anzuwenden. Das kann eben auch heißen, dass Menschen ums Leben kommen. Wenn man dazu nicht bereit ist, darf man sie nicht schicken.

Es scheint aber auch ein großes Problem mit der Infrastruktur zu geben. Der Chef des Bundeswehrverbandes, André Wüstner, sieht die Bundeswehr im freien Fall, und der Heeresinspekteur Alfons Mais hat auch vor einem Jahr gesagt, man sei mehr oder weniger blank. War das überdramatisiert?

SÖNKE NEITZEL: Nein. Der Zustand der Kasernen ist schlimm, ein Graus. Leider versagt die Regierung völlig, das öffentliche Bauen zu reformieren. Und das Urteil von Alfons Mais war völlig richtig. Man müsste ihm das Bundesverdienstkreuz verleihen, weil er als einer von wenigen Generalen mal mutig und tapfer gewesen ist. Das heißt nicht, dass die Bundeswehr keine Panzer, keine Flugzeuge hat. Oder dass sie nicht über motivierte Frauen und Männer verfügt. Aber die Frage ist immer, was der Referenzpunkt ist.

Und was ist der Referenzpunkt?

SÖNKE NEITZEL: Seit dem 24. Februar 2022 geht es um die Bündnis- und Landesverteidigung und nicht mehr um Einsätze wie in Mali. Daran gemessen, ist das Heer in der Tat nahezu blank. Übrigens auch die anderen Teilstreitkräfte. Die haben sich für eine andere Kommunikationsstrategie entschieden und unterliegen manchmal der Selbstillusion, als ob es anders wäre. Aber natürlich sind die Marine und die Luftwaffe genauso blank.

Nun hat Bundeskanzler Olaf Scholz vor einem Jahr diesen berühmten Ausdruck der Zeitenwende geprägt und gleich ein 100-Milliarden-Budget angekündigt. Was ist daraus geworden?

SÖNKE NEITZEL: Diese Summe wurde hinter den Kulissen des Öfteren als Investitionsdefizit genannt. Für längst überfälliges Material, das seit langem hätte bestellt werden müssen, aber im Haushalt nicht hinterlegt ist. Wie

schwere Transporthubschrauber, die Digitalisierung des Heeres oder neue Artilleriegeschütze. Doch die Bestellung dauert seine Zeit, weil ja auch die deutsche Rüstungsindustrie mittelständisch organisiert ist, in den kleinsten Serien Manufakturwesen betreibt. Wir wollten das als Bundesrepublik nie anders. Nun kann aber niemand erwarten, dass über Nacht mal schnell diese 100 Milliarden ausgegeben sind. Es geht auch nicht um Schnelligkeit, letztlich ist unser Referenzpunkt, die Streitkräfte einsatzbereit für die Bündnis- und Landesverteidigung zu machen.

Man kann natürlich viel im Ausland kaufen.

SÖNKE NEITZEL: Ja, das wird auch gemacht. Aber dass die Summe nicht ausreicht, wissen alle.

Sie sprechen häufiger von einer nötigen Neugründung der Streitkräfte. Sehen Sie Parallelen zu dem, was wir Anfang der 1950er-Jahre in der Bundesrepublik erlebt haben?

SÖNKE NEITZEL: Es ist eine andere Situation, weil man von 1955 an die Bundeswehr aus dem Nichts aufbauen musste. In den Kasernen, die es noch gab, saßen die Alliierten. Die Bundeswehr heute ist in ihrer gesamten Struktur und in ihrem Denken auf Auslandseinsätze ausgerichtet. Und zwar auf Auslandseinsätze in niedriger und maximal mittlerer Inten-

Die Bundeswehr ist in ihrer gesamten Struktur auf Auslandseinsätze ausgerichtet.

sität. In Afghanistan sind 37 Männer und Frauen im Gefecht gefallen. So schlimm das war – die Ukraine hat seit Februar 2022 zweimal die Größe des deutschen Heeres verloren. Wir reden über völlig andere Dimensionen. Und jeder weiß, dass Kriege zwischen Staaten hochgerüsteter Armeen so verlaufen. Deshalb muss gerade das deutsche Heer eine neue Struktur und ein anderes Mind-Set bekommen. Sie muss vorbereitet sein, dieses Land,

den Kontinent Europa, die NATO zu verteidigen.

Was meinen Sie mit Mind-Set?

SÖNKE NEITZEL: Die Institution Bundeswehr war natürlich in diesen Zeiten der Out-of-area-Einsätze immer im Frieden. In den Lagern in Masar-e Scharif gab es Tanzkurse, die Geschwindigkeit von Autos wurde geblitzt, es wurde der Müll getrennt, deutsche Verwaltungsstrukturen. Die Institution war offiziell im Frieden dabei, aber so erklärt sich auch die Diskrepanz vieler Soldaten, die die Situation als Krieg wahrgenommen haben.

Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg wurde damals kritisiert, weil er zum ersten Mal das Wort Krieg in den Mund nahm.

SÖNKE NEITZEL: Genau. Und nach dem 24. Februar 2022 enden die Gewissheiten. Ist es wahrscheinlich, dass Russland in fünf Jahren die NATO angreift? Nein! Können wir es ausschließen? Nein! Bereiten wir uns vor und schrecken ab und sind dann, falls die baltischen Staaten oder Polen wirklich überfallen werden, bereit, diese zu verteidigen. Das muss die Aufgabe der Bundeswehr sein. Wenn wir diese Aufgabe nicht erfüllen können, ist sie zu teuer, dann sollten wir sie abschaffen.

Martin Niemöller, prominenter evangelischer Theologe und NS-Widerstandskämpfer, appellierte Ende der 1950er-Jahre in seiner Kasseler Rede an das Gewissen der Deutschen: „Denn sie wissen, was sie tun! Mütter und Väter sollen wissen, was sie tun, wenn sie ihren Sohn Soldat werden lassen. Sie lassen ihn zum Verbrecher ausbilden.“ Was ist die Aufgabe eines Soldaten, einer Soldatin heute? Töten?

SÖNKE NEITZEL: Mit dem preußischen Militärwissenschaftler Carl von Clausewitz geht es in Kriegen darum, dem Gegner seinen Willen aufzuzwingen. Das versuchen die Russen gerade mit der Ukraine, indem sie die ukrainischen Streitkräfte auszuschalten versuchen.

Nicht notwendigerweise töten. Es wäre ja theoretisch vorstellbar, dass die Ukrainer kapitulieren. Aber die allermeisten Staaten entscheiden sich für die aktive Verteidigung. Die Aufgabe von Streitkräften ist meines Erachtens, auf diesen Ernstfall vorbereitet und – so dieser eintritt – auf dem Schlachtfeld erfolgreich zu sein. Das heißt natürlich töten. Alles andere ist Augenwischerei.

In der Ukraine sterben die Menschen für ihre Freiheit.

SÖNKE NEITZEL: Das beschreibt das ethische Dilemma in der Ukraine, man wiegt Frieden gegen Freiheit auf. Wenn die Ukraine sich nicht gewehrt hätte, wären Zehntausende Ukrainer noch am Leben. Sie hätten aber unter russischer Herrschaft ihre Freiheit verloren. Es geht genau um das Abwägen. Die Pazifisten argumentieren, sie können das Leben nicht gegen die Freiheit aufwiegen, dann lieber in Unfreiheit leben. Die Ukrainer sagen: Nein, wir sterben lieber, als dass wir in Unfreiheit unter russischer Knute leben. Und das ist ja auch die Logik der NATO. Wenn Russland Polen oder die baltischen Staaten angreift, dann eilen alle NATO-Staaten zu Hilfe, und die Bundesrepublik müsste mit Soldaten in den Kampf ziehen, also auch töten.

Die EKD-Ratsvorsitzende Annette Kurschus und auch ihr Vorgänger Heinrich Bedford-Strohm befürworten die Lieferung von Waffen in die Ukraine. Der EKD-Friedensbeauftragte Friedrich Kramer aber wehrt sich vehement dagegen. Können Sie diese Position nachvollziehen?

SÖNKE NEITZEL: Ja, absolut. Das sind zwei sehr valide Positionen, die man ernst nehmen muss. Wir leben in einem liberalen Land, wo kämen wir denn hin, wenn wir nicht einmal über diese Positionen diskutieren könnten? Ich kann das absolut verstehen, und es gibt historische Beispiele dafür: Die Tschechoslowakei hat 1938 auch nicht gekämpft. Sie wurde vom Deutschen Reich besetzt, ohne einen Schuss abzufeuern. Die deutsche Besatzung war dann aus einer Reihe



„Die Aufgabe von Streitkräften ist es, auf den Ernstfall vorbereitet und auf dem Schlachtfeld erfolgreich zu sein.“

von Gründen glimpflicher als in Polen. Das Land hat 1939 einen anderen Weg gewählt, kämpfte, unterlag, weil die Westmächte ihre Versprechen nicht einhielten, und erlebte eine der schlimmsten Besatzungen in ganz Europa.

So könnte man das Argument stützen, keine Waffen an die Ukraine zu liefern.

SÖNKE NEITZEL: Die Ukraine wäre Russland dann ausgeliefert und lebte unter russischer Besatzung – mit all den Folgen. Man tauschte den Frieden gegen die Freiheit. Es gibt immer ein ethisches Dilemma, wenn wir Waffen liefern, denn mit diesen Waffen werden Menschen getötet. Wie also umgehen mit dem fünften Gebot: Du sollst nicht töten? Keine Waffen zu liefern, das würde darauf hinauslaufen, dass die Diktatoren, die Krieg als Mittel ihrer Politik einsetzen, letztlich die Welt regieren können. Das ist nicht meine Position.

Und das kann doch eigentlich nur jeder für sich selber entscheiden: Ich nehme keine Waffen in die Hand.

SÖNKE NEITZEL: Wenn wir keine Waffen liefern, treffen wir für die Ukraine diese Entscheidung. Es ist eben auch unsere Verantwortung, was in der Ukraine passiert und was nicht passiert. Wir leben in unglaublich polarisierten Zeiten, und die evangelische Kirche war besonders stark darin, auf Leute, die sich für die Bundeswehr ausgesprochen haben, zuzugehen. Viele, die sich



Foto: dpa/Hauke-Christian Dittrich

letztes Mal diesen alten Krieg. Oder geht es am Ende immer um boots on the ground, also um Truppen vor Ort?

SÖNKE NEITZEL: Es gibt schon Zäsuren, Übergangsphasen. Ich glaube, dass jetzt jedem klar ist, selbst der SPD, dass ein Krieg ohne bewaffnete Drohnen nicht vollstellbar ist. Wir werden keinen Krieg mehr erleben, in dem Drohnen nicht eine große Rolle spielen.

Putin hat am Anfang des Krieges ziemlich unverhohlen mit Atomwaffen gedroht. Das hat ihm offenbar nicht so viel gebracht, oder?

SÖNKE NEITZEL: Aus Putins Sicht war es richtig, das zu tun, denn er hat den Westen abgeschreckt. Ein klassischer Fall, den wir jetzt an der Universität analysieren können: Abschreckung funktioniert, und zwar gegen uns. Das heißt, die Amerikaner sind nicht auf Ganze gegangen, jetzt erst kommen die Abrams-Panzer an, Deutschland liefert keine Marschflugkörper. Ja, man hat die Ukraine unterstützt, aber besonders in Deutschland hat man sehr gezögert.

Aber sukzessive ist doch alles geliefert worden.

SÖNKE NEITZEL: Ja, aber too late, too little. Das Urteil über den Krieg werden die Historiker in dreißig Jahren fällen. Aber wenn ich jetzt provisorisch urteile, ist der gefährliche Punkt einer Offensive immer, wenn man den Kulminationspunkt erreicht, die eigenen Kräfte schwach werden, die Versorgung ausgeht. Und dieser Punkt war im September vergangenen Jahres erreicht. Zu diesem Zeitpunkt war die russische Armee nicht voll mobilisiert, sie hatten nur diese 130 000 Mann; die Ukraine war zu einem Gegenangriff in der Lage. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Ukraine aber nicht die Waffen, die sie heute hat. Wenn sie die gehabt hätte, wäre der Erfolg, den sie hätte erzielen können, viel größer gewesen. Jetzt steht die russische Armee auf einem viel breiteren Fundament, sie konnte sich zur Verteidigung einrichten, die Minenfelder legen und

so weiter. Kanzler Olaf Scholz hat im vergangenen Jahr gesagt, die Lieferung von zwanzig Schützenpanzern könne er nicht durchführen, weil er einen Atomkrieg verhindern müsse. Das war natürlich damals schon Unsinn. Heute liefert man sie ohne Augenzwinkern, obwohl die strategische Lage keine andere ist.

Also war Putins Atomdrohung für ihn ein Erfolg, nämlich ein Zeitgewinn.

SÖNKE NEITZEL: Ja, unbedingt. Die Abschreckung wirkt gegen uns. Bei allem, was geliefert wird, was ja verdienstvoll ist, steht der Westen auf der Bremse.

Zum Abschluss: War die Aussetzung der Wehrpflicht in Deutschland ein Fehler oder ein Qualitätssprung?

SÖNKE NEITZEL: Die Aussetzung war zu überhastet, zu unüberlegt, aber es hat ja einen Grund, warum sich bis auf fünf Ausnahmen alle NATO-Staaten von der Wehrpflicht abgewendet haben.

Wenn die Bundeswehr bis 2031 wieder auf 203 000 Soldatinnen und Soldaten wachsen soll, brauchen wir dafür eine allgemeine Dienstpflicht?

SÖNKE NEITZEL: Ja. Ohne eine wie auch immer geartete Dienstpflicht oder ein Milizsystem, wie es die Skandinavier haben, wird es nicht gehen. Wenn wir nichts tun, wird der Personalbestand der Bundeswehr bis 2030 auf etwa 150 000 Männer und Frauen sinken. Man kann nur sagen, es ist eine Aufgabe von Boris Pistorius und dem Bundeskabinett, hier mutige Entscheidungen zu treffen, weil die Personaler wissen, dass alle Social-Media-Kampagnen nicht dazu führen werden, den Personalbestand zu halten, geschweige denn zu steigern. Da Politik in der Regel feige ist, wird aber nichts passieren. Und der Personalbestand der Bundeswehr wird sinken, nicht steigen.

Das Gespräch führten Philipp Gessler und Kathrin Jütte am 31. Juli in Berlin.

pro Bundeswehr positioniert haben, wurden sofort in die Nazi-Ecke abgeschoben und als Militaristen beschimpft. Das war eine unsägliche Diskussion, und wir sollten jetzt nicht denselben Fehler machen und denjenigen, die gegen Waffenlieferungen sind, respektlos begegnen. Wir brauchen ein offenes Diskussionsklima.

Was beim Ukrainekrieg irritiert, ist die Art des Krieges. Das ist fast der Krieg der Urgroßeltern mit Schützengräben, mit Panzerbewegungen, mit Landgewinnen. Hätten Sie das erwartet?

SÖNKE NEITZEL: Mein Argument war immer, dass sich der Krieg evolutionär verändert. Vor dem 24. Februar 2022 war die tödlichste Waffe der Welt das AK 47, also die Kalaschnikow, ein Schnellfeuergewehr und nicht eine Drohne. Ein Think-Tank-Problem ist, dass derjenige mit der steilsten These die größte Aufmerksamkeit hat. Das Szenario des Cyberwar war natürlich prägnanter als die These, der Krieg wird sich evolutionär weiter verändern. Wir haben nun in der Ukraine alte Kriegsformen, vor allem Artillerie, die in ihrer Dominanz eher an den Ersten Weltkrieg erinnern als an den Zweiten. Die Ukrainer setzen aber jeden Tag 3 000 bis 4 000 Drohnen ein. Es ist also das Alte wie das Neue. Auch ich habe diesen Krieg und diese Formen nicht vorausgesehen. Mich hat eher gewundert, dass die Russen nicht in der Lage waren, die Ukraine schnell zu besiegen.

Wenn es eine evolutionäre Entwicklung gibt, heißt das aber auch, wir sehen ein

Gestalten der Entfremdung

Warum schon der Begriff „Künstliche Intelligenz“ ein Missverständnis ist

ULRICH H. J. KÖRTNER

In zz 8/2023 haben Peter Dabrock und Florian Höhne die theologischen und ethischen Herausforderungen beschrieben, die die so genannte Künstliche Intelligenz (KI) auf dem Feld der Religion mit sich bringt. Der Wiener Systematische Theologe Ulrich H. J. Körtner vertieft nun einige der theologischen Fragen rund um das Thema KI.

Ausgangspunkt der nachfolgenden Überlegungen ist nicht ein allgemeiner Begriff von Religion, sondern die Frage, was unter Glauben und Kommunikation des Evangeliums im digitalen Zeitalter zu verstehen ist. Anders gefragt: Was hat das alles mit Gott zu tun?

Die theoretischen Grundlagen des digitalen Zeitalters reichen in die frühe Aufklärung zurück. Es war der Universalgelehrte, Philosoph und Mathematiker Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), der das duale oder binäre Zahlensystem entwickelte, mit dessen Hilfe sich Arithmetik und Logik verknüpfen lassen. Der duale Code von 0 und 1 ist die Basis aller Computertechnik und der digitalen Welt des *World Wide Web*.

Bei Leibniz hat der Zahlencode eine religiöse Dimension. Die Eins steht für Gott, die Null für das Nichts. Wie die Eins mit Hilfe der Null in fortlaufenden Kombinationen (10 = 2, 101 = 5, 110 = 6 und so weiter) die Welt der Zahlen und der mathematischen Operationen generiert, so erschafft Gott die Welt aus dem Nichts. Die Gedanken Gottes sind mathematisch, und das duale Zahlensystem liefert den Schlüssel zu Gottes Schöpfungsgedanken. „Wenn Gott rechnet“, so Leibniz, „und sein Denken wirksam werden lässt, entsteht die Welt.“ Die so entstehende Welt aber ist, wie Leibniz in seiner Beantwortung der Theodizeefrage – also der Frage, woher das Leid und das Böse in der Welt kommen, wenn doch Gott gut und gerecht ist – zu begrün-

den versucht, die beste aller möglichen Welten.

Ob wir tatsächlich in der besten aller möglichen Welten leben, darf bezweifelt werden. Die Theodizeefrage will, Leibniz zum Trotz, nicht verstummen. Hingegen nimmt sein Traum von einem digitalen Zeitalter Gestalt an. Gott scheint allerdings aus der Welt der Algorithmen ins Nichts verschwunden zu sein. Thomas Fuchs, Inhaber der Karl-Jaspers-Profilur für Philosophische Grundlagen der Psychiatrie und Psychotherapie in Heidelberg, bringt es auf den Punkt: „Information beherrscht die Welt; allerdings besteht sie jetzt nicht mehr in den Gedanken Gottes.“

Glaube an Daten

Das Zeitalter der Digitalisierung ist eine Epoche *etsi Deus non daretur* (deutsch: als ob es Gott nicht gäbe), es sei denn, man überträgt die Macht, die einst Gott und seit der Aufklärung dem Menschen zugesprochen wurde, nun auf die allgegenwärtigen und scheinbar allmächtigen Algorithmen, wie es der israelische Historiker Yuval Noah Harari tut. Seine Vision erinnert ein wenig an Goethes Zauberlehrling, der die Geister, die er rief, nicht mehr loswird; mit dem Unterschied, dass die Machtübernahme der Algorithmen bei Harari keine Dystopie, sondern eine Utopie ist. Der Glaube an die Daten, „Dataismus“ genannt, ist die neue Religion des digitalen Zeitalters, in welchem ein materialistisch grundierter Transhumanismus vormalige Formen von Religion und Humanismus ablöst.

Nun verfiere man freilich einer allzu billigen Form von Apologetik, wollte man die Auseinandersetzung von Theologie und Kirche mit den Herausforderungen des digitalen Zeitalters auf vordergrün-

dige Religionskritik am Glauben an die Allmacht der Daten reduzieren. Davon hebt sich der differenzierte Diskussionsbeitrag von Peter Dabrock und Florian Höhne wohltuend ab. Ich meine aber, dass die Debatte um Digitalisierung und künstliche Intelligenz theologisch noch mehr in die Tiefe gehen muss.



Foto der Ausstellung „Maschinen – Lernen – Menschheitsträume“, die 2022 im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden stattfand.

In Fortführung eines Gedankens von Dietrich Bonhoeffer ist es Gott selbst, der uns in einer digitalisierten Welt leben lässt, *etsi Deus non daretur*. Paradoxerweise ist es der Gott, der aus der Welt der Algorithmen entschwunden scheint, vor dem wir dauernd stehen und der, allem Augenschein zum Trotz, auf aufrichtige Gebete und verantwortliche Taten wartet – und antwortet. Darin ist ein verantwortungsethischer Umgang mit den Herausforderungen durch die Digitalisierung begründet, für den auch Wolfgang Huber plädiert.

Zusammen mit Gott scheint allerdings auch das menschliche Subjekt aus

der digitalisierten Welt zu verschwinden. Einerseits wird darüber diskutiert, ob KI-Systemen, wenn sie eine hinreichende Komplexität erreicht haben, die sogar Emotionen und Empathiefähigkeit hervorbringen könnte, der Status von Subjekten oder Personen zuerkannt werden müsste. Die Beschränkung des Personbegriffs auf menschliche Lebewesen und ihren Körper lasse sich nicht länger halten, seien doch auch menschliche Organismen nichts anderes als informationsverarbeitende Maschinen. Andererseits führt die Deutung des Menschen nach dem Muster informationsverarbeitender Maschinen dazu, dass sich ein gehaltvoller Begriff von Person- und

Subjektsein auflöst, weil die Bedeutung der Leiblichkeit für das Menschsein völlig verkannt wird.

Allenfalls intelligent simuliert

„Ausgeblendet“ wird – so Thomas Fuchs – „das Charakteristische des Lebens, so wie wir es aus unserer eigenen Erfahrung kennen, nämlich das Erleben oder die Innerlichkeit: Empfinden, Fühlen, Streben, Wahrnehmen, Denken.“ Ohne organisches Leben und Bewusstsein – und das heißt ohne subjektives Erleben – kann es keine wirkliche Intelligenz geben. Das Erleben selbst aber ist nicht künstlich herstellbar,



Foto: epd-bild/Matthias Rietschel

sondern allenfalls virtuell zu simulieren. Anders gesagt: „Wenn Bewusstsein notwendig ist, um Information zu verstehen, das heißt, um in Strukturen und Mustern der Welt überhaupt erst so etwas wie Informationen zu sehen, dann kann es nicht selbst aus Information bestehen.“ (Thomas Fuchs)

Unsere Vernunft oder Intelligenz ist inkarnierte, verkörperte Vernunft, wie der französische Philosoph Maurice Merleau-Ponty gesagt hat. Sie ist von unserem Körper gar nicht ablösbar. Der Körper, der zu siebzig Prozent aus Wasser und im Übrigen aus Kohlenstoffverbindungen besteht, ist keine Maschine, und das Gehirn ist kein Computer. Würde man Computer unter Wasser setzen, erlitten sie einen Kurzschluss. Bewusstsein und Denken

Programme von Künstlicher Intelligenz sind keine denkenden Personen.

sind auch keine auf dem Gehirn als Hardware hochgeladene Software. Das Gehirn ist vielmehr plastisch und verändert seine Struktur im Verlauf des Lebens und in Folge von Denkprozessen. Kurz: Programme von Künstlicher Intelligenz sind keine denkenden Personen und Personen keine Programme der Informationsverarbeitung. Computer stellen und beantworten keine Sinnfragen. Sie verstehen sie gar nicht, mag ChatGPT auch auf clevere Fragen verblüffende Antworten geben. Insofern liegt schon dem Begriff „Künstliche Intelligenz“ ein Missverständnis dessen, was Intelligenz ihrem Wesen nach ist, zu Grunde.

Bezogen auf unsere Körperlichkeit ist unsere Zeit von einer eigentümlichen Paradoxie gekennzeichnet: Einerseits erleben wir in allen Lebensbereichen einen ungeahnten Körperkult, bei dem die eigene Identität ganz auf die Körperlichkeit, das äußere Erscheinungsbild wie das körperliche Wohlbefinden reduziert wird. Andererseits aber sind wir, wenn es um Künstliche Intelligenz und virtuelle Welten geht, „Zeugen einer erstaunlichen Entmaterialisierung“ (Thomas Fuchs). Weder sind wir körperlose Intelligenz noch auf unsere Körperlichkeit beschränkt. Das eine wie das andere ist eine Gestalt der Entfremdung.

Gerade in Zeiten der Corona-Pandemie hat die Entmaterialisierung und Virtu-

alisierung unserer Lebenswelt einen neuen Schub erfahren. Online-Meetings gehören seitdem beruflich wie privat zur Tagesordnung. Gleichzeitig wurde uns während der Lockdowns schmerzhaft bewusst, was fehlt, wenn körperliche Präsenz und Nähe unterbunden werden, etwa aufgrund von Besuchsverboten in Pflegeeinrichtungen. Smalltalk und Geselligkeit, körperliche Berührungen und der Austausch von Zärtlichkeiten lassen sich durch virtuelle Simulation nicht ersetzen.

Unsere leibliche Existenz lässt sich freilich auch nicht auf unsere reine Körperlichkeit reduzieren. Wir sind nicht bloß Körper, sondern wir haben ihn auch. Indem wir über ihn sprechen, unterscheiden wir uns von ihm, ohne ihm zu entkommen. Durch ihn sind wir mit der gesamten Welt verbunden, was wir schon bei jedem Atemzug spüren. In der Unterscheidung und dialektischen Zuordnung von Leibsein und Leibhaben zeigt sich unser wahres Menschsein, das es im Zeitalter der fortschreitenden Digitalisierung zu verteidigen gilt.

Wenn Merleau-Ponty und andere Philosophen aus der Tradition der Phänomenologie von inkarnierter Vernunft sprechen, scheuen sie sich nicht, einen dezidiert theologischen Topos zu gebrauchen, nämlich den Gedanken der Inkarnation im Christentum. „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns“, heißt es im Prolog des Johannesevangeliums.

Anthropologisch relevant

Schon bei Johann Georg Hamann (1730–1788) ist dieser Zusammenhang ganz offenkundig. Das Verhältnis zwischen Gott und Mensch, auf das die trans-zendent-relationale Bestimmung der Gottesebenbildlichkeit verweist, wird dadurch hergestellt, dass Gott selbst „Fleisch und Blut“ annimmt.

Die Inkarnation des Logos setzt sich in der Verkündigung des Evangeliums in Predigt und Sakrament sowie in der Verschriftlichung ihres biblischen Zeugnisses fort. Alle Kommunikation des Evangeliums ist „leibliches Wort“, wie der deutsche Text von Confessio Augustana 5 erklärt.

Die inkarnationstheologische Begründung der vielfältigen Kommunikation des Evangeliums ist insofern anthropologisch relevant, als schon Hamann gegen den Purismus eines abstrakten Vernunftbegriffs

einwendet, man erkenne in ihm „einen gnostischen Haß gegen Materie und eine mystische Liebe zur Form“ und zugleich eine „gewalttätige, unbefugte eigensinnige Scheidung desjenigen, was die Natur zusammengesetzt hat“.

Hier müssen wir ansetzen, wenn wir uns den Herausforderungen der Digitalisierung und der so genannten Künstlichen Intelligenz für Theologie und Kirche theologisch stellen wollen. Natürlich lassen sich digitale Kommunikationsformen auch für die Kommunikation des Evangeliums einsetzen. Weshalb sollte man nicht auf ein Medium wie ChatGPT bei der Predigtvorbereitung zurückgreifen, solange der Prediger oder die Predigerin noch die Verantwortung für den Inhalt trägt, der auf der Kanzel vorgetragen wird? Entscheidend ist aber die Frage, ob Glauben und das Evangelium als Grund des Glaubens authentisch bezeugt oder nur simuliert werden. Es gehört zu den paradoxen Signaturen der Gegenwart, dass die Simulation von Subjektivität die Hochschätzung von Authentizität (Charles Taylor) und Singularitäten (Andreas Reckwitz) unterläuft. Glaube, so lautet eine gelungene Formulierung Eberhard Jüngels, die auch Gerhard Ebeling verwendet hat, ist Erfahrung mit der Erfahrung. Rechenprogramme machen keine Erfahrungen und schon gar nicht Erfahrungen mit Erfahrungen. Sie können sie bestenfalls simulieren.

Genügt am Ende die perfekte Simulation, um einen Gottesdienst feiern zu können, wie auf dem Kirchentag in Nürnberg geschehen? Lässt sich der Prediger, die Predigerin als Zeuge des Glaubens und des Evangeliums durch einen Avatar ersetzen, der nicht als Person aus Fleisch und Blut für das einsteht, was er sagt? Macht es einen Unterschied, ob man einen Rundfunk- oder Fernsehgottesdienst anschaut, der möglicherweise zeitversetzt gesendet wird, ob man einen digitalen Gottesdienst im Internet mitfeiert oder ob man in Präsenz einem Gottesdienst beiwohnt, der von einem Avatar geleitet wird?

Die reformatorische Tradition rechnet mit der Selbstmächtigkeit des göttlichen Wortes, die nicht an die Würdigkeit der Person dessen gebunden ist, der es bezeugt und verkündigt. Das Verstehen als Akt der Rezeption und somit der Glaube, der aus solchem Hören oder Lesen und Verstehen hervorgeht, können durch unterschiedliche

Medien geweckt werden. Es ist letztlich ein geistliches Geschehen, das auf das Wirken des Heiligen Geistes zurückgeführt wird. Der vernehmende Glaube selbst lässt sich nicht simulieren, wie auch niemand im Glauben, nämlich darin, Gott über alle Dinge zu fürchten, zu lieben und zu vertrauen, durch einen anderen ersetzt werden kann.

Leiblichkeit des Wortes

Zur Leiblichkeit des Wortes (CA 5) gehört, dass laut Confessio Augustana 14 nur predigen soll, der dazu aus der Gemeinschaft der Glaubenden ordnungsgemäß berufen ist und für sein Zeugnis persönlich einstehen kann. Eine KI kann das niemals sein. Als Zeugen persönlichen Glaubens und des göttlichen Wortes, die Rede und Antwort stehen, können Personen durch keine KI und keinen Avatar ersetzt werden. Ich kann auch nicht mit einem Avatar gemeinsam beten. Mag dieser Eindruck auch in einem Gottesdienst wie jüngst beim Kirchentag in Nürnberg entstehen, es sind doch nur die anwesen-

*Wer zu zweit
mit einem Avatar betet,
betet in Wahrheit
für sich allein.*

den Personen, die gemeinsam beten. Wer zu zweit mit einem Avatar betet, betet in Wahrheit für sich allein. Selbst dann, wenn kommunizierende Personen nicht unmittelbar physisch präsent sind, bleibt Glaube ein interpersonales Geschehen, das die Existenz von leibhaftigen Personen zur Bedingung hat. Letztlich ist Glaube ein ganzheitlicher Lebensakt, der sich wie unser endliches leibliches Leben nicht simulieren lässt.

Im kritischen Umgang mit digitalen Medien und Künstlicher Intelligenz kommt es darauf an, einer neuen Platonisierung des Christentums gegenzusteuern. Eben darum gehört zum Glauben die Hoffnung auf die leibliche Auferstehung, mag auch wie bei Paulus an einen nicht näher beschriebenen geistlichen Auferstehungsleib gedacht sein. Der Digitalisierung zum Trotz bleibt die Einsicht Friedrich Christoph Oetingers (1702–1782) gültig, dass Leiblichkeit das Ende der Werke Gottes ist. ◀

Verbesserung nötig

Sexueller Missbrauch und evangelische Kirche

REINHARD MAWICK

Wie ärgerlich! Da erscheint in der renommierten Wochenzeitung *Die Zeit* vor kurzem auf der ersten Seite ein Artikel mit der Überschrift „Sie ist nicht heiliger“. Und gemeint ist „die“ evangelische Kirche, die zumindest in den Augen der Autorin des Leitartikels, der *Zeit*-Redakteurin Evelyn Finger, durch schleppende Aufarbeitung des Themas Missbrauchs gegenüber der katholischen Kirche abfalle.

Stimmt das? In der Tat hat die evangelische Kirche als nationale Institution in Deutschland spät mit der Aufarbeitung begonnen. Zunächst nur unkoordiniert in einigen Landeskirchen, wobei besonders die Nordkirche nach dem monströsen Missbrauchsskandal in Ahrensburg ab 2010 voranging und bleibende Standards setzte. Erst mit der EKD-Synode 2018 begann eine konzentrierte zentralisierte Befassung mit dem Thema sexualisierte Gewalt. Dabei gab es Rückschläge wie das Scheitern des Betroffenenbeirates im Jahr 2021. Durch die Einrichtung des neuen Betroffenenforums im Jahr 2022 scheint, was das angeht, eine verhältnismäßig gute Lösung gefunden zu sein. Auch wird in Bälde die Veröffentlichung der so genannten Forumsstudie erwartet. Damit läge erstmals eine Analyse evangelischer Strukturen und systemischer Bedingungen, die sexualisierte Gewalt und Machtmissbrauch begünstigen, vor. Dann gäbe es endlich eine tragfähige empirische Basis für weitere Aufarbeitungsschritte der evangelischen Kirche und Diakonie. Trotzdem gab es jetzt scharfe Kritik von Kerstin Claus, der Unabhängigen Beauftragten für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs (UBSKM). Sie monierte in einem Interview in

der *Rheinischen Post*, dass es im Gegensatz zur römisch-katholischen Kirche bei der evangelischen Kirche kein „übergeordnetes System für Anerkennungszahlungen“ gäbe.

Die Regelung liege weiterhin bei „einzelnen Kommissionen in den Landeskirchen“, und diese seien zudem – anders als bei den Katholiken – auch nicht ausschließlich mit Personen besetzt, die nicht bei der Kirche beschäftigt sind.

Insofern bescheinigte Claus der Evangelischen

Kirche, sie hinke in ihren Aufklärungsbemühungen „eindeutig“ den Katholiken hinterher.

Das gilt auch für die Entschädigungszahlungen. So konnte die „Unabhängige Kommission“ für die katholischen Kirche kürzlich Entschädigungszahlungen von über 300 000 Euro – sogar gerichtlich unterstützt – gegen das Erzbistum Köln durchsetzen. Von ähnlichen Summen ist man auf evangelischer Seite weit entfernt. Auch komme es immer wieder vor, so Claus, dass Betroffene gegenüber evangelischen Stellen „nicht nur die Taten plausibel machen, sondern auch das institutionelle Versagen“ nachweisen sollen.

Sollte dies so sein, wäre es empörend, denn solche „Differenzierung“ ist kaum zu leisten und schon gar nicht von Betroffenen zu verlangen, ja, es erscheint geschmacklos und unangemessen! Hier muss dringend nachgesteuert werden, und das heißt in diesem Falle – auch wenn gerade das Protestanten schwerfällt: Sie sollten noch deutlicher auf EKD-Ebene zentralisiert werden. Guter Wille und gute Worte genügen nicht. Dringend müssen hier konkrete Taten der Verbesserung folgen! ◀



Foto: Rolf Zöllner

Ein bunter Gott auf Berlins Straßen

Wie Hindus unterschiedlicher ethnischer Herkunft ihre Religion in Deutschland (er)leben

LIANE WOBBE

Berlin gilt als Welthauptstadt des Atheismus. Aber die deutsche Hauptstadt ist auch neue Heimat für viele Religionen aus verschiedenen Ländern der Erde. Die Religionswissenschaftlerin Liane Wobbe hat sich näher mit den Hindus unterschiedlicher Nationalität beschäftigt. In Kürze kann man diese wieder durch die Straßen Berlins ziehen sehen.

Vor dem Eingang des Hindutempels in Berlin-Britz steht ein haushoher Tempelwagen, denn heute wird Murugan, der Gott, dem dieser Tempel geweiht ist, durch die Straßen gefahren! Dünfte von verbranntem Kampfer, Sandelholz und gekochtem Essen steigen dem Besucher in die Nase, indische Mantrien schallen aus den Lautsprechern. Unter lautem Rufen drängeln sich zahlreiche Menschen barfuß um die Tempeltür, Frauen in bunten Saris, Männer mit langen weißen Hüfttüchern, herausgeputzte Kinder.

Da! Es erscheint die blumengeschmückte Statue des Gottes auf einer Sänfte. Sie wird von mehreren Männern zur Tür heraus balanciert und in den buntgeschmückten Götterwagen gesetzt. Während ein Priester ein Feuerritual für den Gott zelebriert, hört man plötzlich ein lautes Krachen, und Kokosnusswasser spritzt in alle Richtungen. Hinter mir werfen Frauen und Männer die braunen Früchte mit voller Kraft auf die Straße, dass sie aufplatzen. „Damit opfern wir unser Ego“, erklärt mir eine Besucherin. Dann wird der Wagen in Bewegung gesetzt. An zwei Seilen ziehen singend, links die Frauen und rechts die Männer, das Göttergefährt die Straße entlang. Musikanten mit Trommeln und Blechblasinstrumenten führen den Prozessionszug an, Tänzer mit

schweren Holzbögen auf den Schultern tanzen dazu. An jeder Straßenecke macht der Wagen halt, wo Stände mit Obst und Getränken für Erfrischung sorgen. Wieder am Tempeltor angelangt, können sich die Besucher mit köstlich gewürztem Reis und Gemüse stärken.

Der oben beschriebene Wagenzug, auch Ter Tiruvila genannt, ist eine jährliche Veranstaltung tamilischer Hindus, die aus Sri Lanka stammen. Nachdem sie sich jahrelang in einer Kellerwohnung trafen, gelang es ihnen 2013, in Berlin-Britz den prächtigen Sri Mayurapathy Murugan Tempel einzuweihen. Die Außenwände sind rot-weiß gestreift, und an der Nord- und Südseite gibt es zwei Türme, die mit zahlreichen mythischen Gottheiten verziert sind. Betritt man die Tempelhalle, trifft man auf einen großen Schrein in der Mitte des Raumes. Darin thront eine geschmückte Statue des Haupt-Gottes Murugan. In kleineren Schreinen an den Wänden sind weitere Hindu-Gottheiten installiert, wie Ganesha, Shiva, Vishnu und die Göttin Durga. Ein Priester aus Sri Lanka versorgt die Gottheiten rund um die Uhr. Diese werden nach hinduistischer Tradition morgens schon gebadet, eingekleidet und mit Essen beschenkt. Dazu erhalten sie sechsmal täglich eine Puja, das ist eine Zeremonie aus Mantrengesängen, Blumengaben, Lichtschwenken, Räucherstäbchenduft und dem Besprengen von Wasser.

Regelmäßiger Götterkontakt

Die meisten Hindutempel in Deutschland wurden von Tamilischen Hindus aus Sri Lanka erbaut. Als religiöse und ethnische Minderheit unter singhalesischen Buddhisten flohen sie in den 1980er- und 1990er-Jahren vor dem Bürgerkrieg aus dem Land. Nutzten sie zu Beginn Lagerräume und Fabrikhallen als Sakralstätte,



Fotos: Liane Wobbe

entstanden seit 2002 vermehrt Tempel in südindischer Architektur. Da tamilische Tempel in Deutschland täglich von morgens bis abends geöffnet sind, ermöglichen sie den Hindus, regelmäßig in Kontakt mit den Göttern zu treten und Zeremonien vom Priester durchführen zu lassen – wie in Sri Lanka. Einmal im Sommer findet ein großer Wagenzug statt. An diesem Tag wird, wie oben beschrieben, die Hauptgöttheit auf einem Götterwagen einmal im Karree um den Tempel gefahren, begleitet von devotionalen Gesängen, Opfertänzen und Essensspenden. Im größten Sri Kamadchi Ampal Tempel in Hamm-Uentrop trägt das Fest für die Göttin Kamadchi Ampal bereits den Charakter eines Wallfahrtsfestes, zu dem Hindus aus ganz Deutschland anreisen.

Ein hinduistischer Sakralbau ragt auch aus dem Berliner Volkspark Hasenheide heraus. Beim Betreten des Geländes findet



man sich jedoch zunächst auf einer Baustelle wieder. Erst nachdem man verschiedene Hindernisse überwunden hat, gelangt man in den Raum der Gottheiten. Es handelt sich hier um den Sri Ganesha Hindu Tempel, welcher dem elefantenköpfigen Gott Ganesha geweiht ist und Hindus aus Indien gehört.

Die meisten indischen Hindus in Deutschland stammen aus den Bundesstaaten Bengalen, Kerala, Tamil Nadu und Gujarat. Sie kamen in den 1950er-, 1960er- und 1970er-Jahren vor allem zum Studieren und Arbeiten. Je nach regionaler Herkunft, bildeten sie Vereine, um Feste auszurichten und indischen Einwanderern soziale Hilfe zu leisten. Dazu trafen sie sich, wie Hindus aus Sri Lanka, in Fabrikhallen oder Kirchenräumen. Obwohl auch indische Hindus in Deutschland immer wieder Versuche unternahmen, feste tempelähnliche Gebäude zu errichten, ist ihnen das bis jetzt nicht so recht gelungen.



Fotos aus dem vergangenen Jahr:
Die reich geschmückte Statue des Gottes Murugan wird aus dem Tempel herausgetragen (oben) und begleitet von Tänzerinnen und Tänzern (links und oben) durch die Straßen geführt.

Ein besonderer Umstand kennzeichnet jedoch die Lage in Berlin. Da hier einige Hindus mit ihrer temporären Situation unzufrieden waren, gründeten sie 2003 den Verein Sri Ganesha Hindu Tempel. Sie pachteten ein Grundstück im Volkspark Hasenheide, sammelten Spenden und begannen mit dem Bau eines Tempelturms. Parallel dazu wurde eine baufällige Holzhalle auf dem Gelände zu einem Tempelraum umgebaut. Dieser Raum sollte vorübergehend als Kultstätte und Versammlungsort dienen. Doch betritt man diese Halle heute, sieht es noch immer aus wie vor zwanzig Jahren. Auf rotweiß gemusterten Teppichen sitzen einige Gläubige. An der Ostwand thronen in einer Reihe weiße Marmorfiguren von Shiva, Vishnu, Durga sowie dem Götterpaar Krishna und Radha. Nur Gott Ganesha, dem der Tempel geweiht ist, residiert in einem feinen geschnitzten Holzhaus. Jeden Abend um 18 Uhr läutet ein Laienpriester die Glocke und bringt den Gottheiten Mantras und Opfergaben dar. Er stammt aus

Gern wird der Tempel in der Hasenheide auch für private Anlässe genutzt.

Südindien, ist zwar kein Brahmane, jedoch der einzige der indischen Hindu-Gemeinde, der die rituelle Praxis beherrscht und sich bereit erklärte, die kultischen Aufgaben zu übernehmen.

Wenngleich der neue Tempel durch weitere Bauelemente vergrößert wurde, finden alle Zeremonien bis auf den heutigen Tag in der provisorischen Halle statt. Dennoch entwickelte sich hier mit der Einführung einer abendlichen Puja-Zeremonie ein konstanter Kultort, den Hindus verschiedener Regionen aufsuchen. Gern wird der Tempel auch für private Anlässe genutzt, wie für eine Hochzeit oder die „Einweihung“ eines neuen Autos. Vor allem zu großen Festen, wie Ganesha Chaturthi, Navaratri oder Diwali strömen zahlreiche Besucher in den Ganesha-Tempel. Damit ist dieser heute der einzige hinduistische Sakralbau in Deutschland, der mit einem regelmäßigen Tempelbetrieb von indischen Hindus geführt wird. Jeden Dienstagnachmittag versammeln sich gegen 17 Uhr einige Frauen und Männer im Sri Ganesha Tempel und singen und musizieren auf Rasseln, Klanghölzern und Trommeln. Eine kleine Frau um die achtzig erhebt sich und fordert

die anderen Frauen zum Tanzen auf. Einige folgen ihr klatschend und drehen sich mit ihr im Kreis. Wer sie nicht kennt, könnte meinen, es handele sich dabei um eine indische Gruppe. Doch es sind Hindus aus Afghanistan. Sie unterscheiden sich von indischen und sri-lankischen Hindus darin, dass die Frauen einen Schleier und die Männer ein Tuch auf dem Kopf tragen. Nach der abendlichen Zeremonie des indischen Priesters, zelebrieren sie zusätzlich ihre eigenen Rituale vor Durga, die sie als Muttergöttin verehren, begleitet von dem Zuruf: *Jai Mata dhi! Sieg der göttlichen Mutter!*

Afghanische Hindus bilden nach indischen und sri-lankischen Hindus die drittgrößte ethnische Hindugemeinschaft in Deutschland. Die ursprünglich aus Pakistan stammenden Familien haben zwar eine lange Tradition in der muslimischen Gesellschaft Afghanistans, waren jedoch als ethnische und religiöse Minderheit immer wieder starken Diskriminierungen ausgesetzt. Deshalb flohen viele von ihnen ab den 1980er-Jahren nach Indien und in westliche Länder, vor allem nach Deutschland. Wie Hindus aus Sri Lanka haben auch sie sich darum bemüht, möglichst schnell eigene religiöse Stätten zu errichten. Heute unterhalten die zirka 15 000 afghanischen Hindus in Deutschland mehr als zehn eigene Tempelgemeinden, unter anderem in Hamburg, Köln und Frankfurt. Spannend ist zudem, dass ihre Tempelräume mit Säulen und afghanischen Teppichen an Moscheen erinnern. Große Bedeutung haben für sie die Muttergöttin Durga und Jhulelal, ein bärtiger Gott, den sie als Schutzheiligen verehren. Ihre Muttersprachen sind Multani, Panjabi und Sindhi. In Berlin lebt die jüngste afghanische Gemeinde mit etwa 200 Personen, die ersten kamen 2012 hierher. Sie besitzen keinen eigenen Kultraum, sondern nutzen den Ganesha Tempel. Mit ihrer Präsenz und aktiven rituellen Gestaltung bilden sie jedoch – kurioserweise – den zeremoniellen Mittelpunkt der indischen Sakralstätte.

Wichtige Kokosnuss

Auch in den Berliner Gärten der Welt einem beliebten Ausflugsziel, beten Hindus. Betritt man den Balinesischen Garten, der sich in einem Gewächshaus befindet, gelangt man durch ein Steintor an die Heilige Stätte Pura Tri Hita Karana, den Tempel der drei Harmonien. Zwischen zahlreichen tro-

pischen Pflanzen ragen mehrere Stelen mit bunten Holzhäuschen hervor, die als Sitze der Gottheiten Brahma, Vishnu, Shiva und Sang Hyang Widhi, dem höchsten Gott, dienen. Am Morgen nach dem Vollmond treffe ich hier eine kleine Gruppe balinesischer Frauen, die eine Zeremonie vorbereiten. Dazu flechten sie Körbchen aus jungen Kokosnussblättern und füllen sie mit Blumen, Früchten und Gebäck. „Die Kokosnuss ist für uns die wichtigste Frucht, deshalb bringen wir sie zu den Göttern“, erklärt eine Frau in einem weißen Gewand, die sich mir als Priesterin vorstellt. Sie trägt die Schalen zu den Häuschen, besprengt sie mit Wasser und bittet die Götter herbei. Deren Statuen sucht man hier vergeblich, allein ihr Geist soll in den Häuschen Platz nehmen. Auch Ahnen und Geister werden auf dem Boden mit Opfergaben bedacht.

Balinesische Hindus bilden mit etwa 200 die jüngste und kleinste Hindugemeinschaft in Deutschland. Die ersten kamen bereits in den 1990er-Jahren zum Studium oder durch Heirat hierher. Inzwischen unterhalten sie in Köln einen Kulturverein und in Berlin und Hamburg jeweils einen Tempel. Aus Indien gelangte der Hinduismus einst im 10. Jahrhundert auf die indonesische Insel, wo er sich mit indigenen Religionsformen und buddhistischen Elementen vermischte. In Berlin erhielten balinesische Hindus erstmalig Aufmerksamkeit, als sie 2012 in den Gärten der Welt den Tempel Pura Tri Hita Karana von einem Priester aus Bali einweihen ließen. Seitdem treffen sie sich regelmäßig einmal im Monat zur Vollmondzeremonie, die von einer Priesterin geleitet wird. Zum jährlichen Tempelweih-Fest Odalan im Mai reisen sogar Balinesen aus ganz Deutschland und Europa an.

Für all diese Hindus, ob aus Sri Lanka oder Bali, ob aus Indien oder Afghanistan, ist Deutschland zu einer neuen Heimat geworden. Jedoch zeigt der Vergleich, dass die Bedürfnisse, sich mit Menschen gleicher Herkunft zu treffen und die eigene Religion so authentisch wie möglich zu leben, unterschiedlich stark ausgeprägt sind. Es stellt sich die Frage: Warum existieren nur so wenige Tempel indischer Hindus in Deutschland, gilt doch Indien als Wiege des Hinduismus? Eine mögliche Antwort darauf ist die, dass es sich bei indischen Hindus überwiegend um freiwillige Migranten handelt, welche finanziell und beruflich gut aufgestellt sind. Rituale, die ihnen wichtig sind, zelebrieren sie entweder zu Hause



Beginn der Prozession mit der reichgeschmückten Statue des Gottes Murugan.

oder lassen sie bei einem Besuch in Indien vornehmen. „Hinduismus ist Leben. Man muss nicht einmal an Gott glauben und kann trotzdem ein guter Hindu sein“, begründete es mir ein bengalischer Student auf dem Navaratri-Fest, welches vom bengalischen Kulturverein jedes Jahr im Oktober organisiert wird.

So beschränken viele indische Hindus ihre Tempelbesuche auf Feste, die sie als kulturelle Events feiern. Das Bedürfnis nach täglichen Zeremonien ist nur bei wenigen und eher älteren Hindus aus Indien vorhanden. Daher erklärt sich auch, warum der Ganesha-Tempel in Berlin sich nach 20 Jahren noch im Bau befindet. Möglicherweise stehen auch die unterschiedlichen religiösen Traditionen und Interessen der Tempelmitglieder verschiedener Bundesstaaten Indiens einer Fertigstellung im Weg.

Ganz anders verhält es sich bei sri-lankischen Hindus, für die regelmäßige Tempelbesuche oberste Priorität haben: „Ich komme, so oft es geht, in den Tempel. Ich glaube, dass mir das Glück für den Alltag

bringt“, sagt eine Frau, die im Murugan-Tempel Blumenketten für die Götter bindet. Da sri-lankische Hindus der ersten Generation als Geflüchtete eher unfreiwillig nach Europa kamen und keine Aussicht auf eine Rückkehr nach Sri Lanka hatten, bestand bei ihnen ein viel stärkeres Bedürfnis, ihre Traditionen in der Fremde so weiterzuführen wie im Heimatland, als bei indischen Hindus. So war auch die Motivation, Tempel zu bauen, immer viel größer. Als Tamil sprechende und meist shivaitisch orientierte Gruppe stellen sie zudem im Unterschied zu den sprachlich und religiös divergierenden indischen Hindus eine eher homogene Gemeinschaft dar, was sicher einer schnelleren Einigung über die Bauweise von Tempeln diene.

„Viele Menschen in Deutschland denken, wir kommen aus Indien“, sagt eine Mutter, während ihre Kinder im Ganesha-Tempel herum springen. „Doch wir kommen aus Afghanistan. Es ist wichtig für uns, den Tempel zu besuchen, denn hier treffen wir unsere Leute.“ Wenn afghanische Hin-

das sich begegnen, umarmen sie sich, sitzen zusammen und verteilen gekochtes Essen. Gerade in Berlin, wo sie den Tempel der indischen Hindus nutzen, spürt man ihre enge Verbundenheit, die nicht zuletzt von ihrer gemeinsamen Migrationsgeschichte herrührt.

Gegenseitige Hilfe

Für balinesische Hindus in Deutschland ist vor allem das gemeinsame Beisammensein wichtig. „Wir sind etwa 50 balinesische Hindus in Berlin, die meisten davon Frauen und Studierende“, berichtet Frau S. aus dem balinesischen Tempelverein. „Aber nur etwa 20 davon treffen sich, dafür regelmäßig, meist zum Kochen und auf Geburtstagen. Wenn jemand Hilfe braucht, unterstützen wir uns gegenseitig.“ Ein eigener Tempel ist zwar vorhanden, aber dieser kann leider nur mit einer Genehmigung des Vereins „Grün Berlin“ genutzt werden. Dennoch bildet die monatliche Vollmondzeremonie in den Gärten der Welt den Mittelpunkt ihrer religiösen Zusammenkünfte.

Hindus in Deutschland praktizieren ihre Religion meist in ihrer Familie, regionalen Gruppe oder im Tempel. Leider sind deren Traditionen vielen unbekannt, und nur wenige Menschen hier wissen, wie eine Hindu-Zeremonie aussieht. Doch einmal im Jahr zeigen tamilische Hindus auch auf der Straße Präsenz, und zwar in Berlin dieses Mal am 13. September 2023. Denn an diesem Tag feiert der Sri Mayurapathy Murugan Tempel in Britz das zehnjährige Jubiläum des Wagenfestes. Dazu sind alle eingeladen, denn höchstpersönlich zeigt sich der tamilische Gott Murugan in einer großen Wagenprozession auf der Straße, reinigt die Umgebung und verteilt seinen Segen. Herzliche Einladung! 

INFORMATION

Das Wagenfest findet am 13. September ab 12 Uhr in der Blaschkoallee 48, 12347 Berlin-Britz statt. Wer noch nie eine hinduistische Zeremonie erlebt hat, hat an diesem Tag die Möglichkeit dazu, und zwar in vollen Zügen und mit allen Sinnen. Hier erfahren die Gäste ein Stück Indien (und Sri Lanka!) in Berlin und können sich einen Segen abholen und geweihtes und indisch gewürztes Essen genießen.



Das Herz eines Kindes

Der Filmemacher Jean-Jacques Annaud und seine religiösen Fragen

ROLAND MÖRCHEN

Jean-Jacques Annaud sagt, Religion sei ihm persönlich gleichgültig, er habe jedoch große Achtung vor religiösen Gefühlen, womöglich vermisse er den Glauben sogar. Der große französische Filmemacher hat offenbar nie ganz mit Religion gebrochen, was auch seine Filme nahelegen. Eine Würdigung dieses Aspekts seines Werks angesichts des 80. Geburtstages von Jean-Jacques Annaud durch den Theologen und Kulturjournalisten Roland Mörchen.

Am Anfang war Notre-Dame. Jean-Jacques Annaud, vor 80 Jahren am 1. Oktober 1943 in Juvisy-sur-Orge nahe Paris geboren, genoss keine religiöse Erziehung im herkömmlichen Sinn. Der große Filmemacher war getauft, aber seine Familie sei nicht gläubig gewesen, erzählte Annaud in Interviews. Allerdings habe seine Mutter ihn oft in die Kathedrale Notre-Dame mitgenommen, um dort eine Kerze anzuzünden und Gottes Beistand zu erleben. Was sich nach einem logischen Widerspruch anhört, ist in Wahrheit jenes Irrationale, das menschliches Verhalten

oft genug antreibt. Die Besuche in Notre-Dame haben Annaud geprägt, und möglicherweise wäre sein spiritueller Lebensweg anders verlaufen, hätten ihn nicht ein unerquicklicher Religionsunterricht und dogmatische Engstirnigkeit aus der Kirche vertrieben.

Annaud absolvierte den Militärdienst in Kamerun als Mitglied einer Filmeinheit, besuchte die Filmhochschule in Paris, studierte Prähistorie, Geschichte des Mittelalters und Theater an der Sorbonne. Er drehte Werbefilme und griff bei seinem oscarprämierten Kinodebüt „Sehnsucht



Foto: picture alliance/ZUMAPRESS.com

Jean-Jacques Annaud bei den Dreharbeiten zu seinem Film „Notre-Dame in Flammen“, der vergangenes Jahr in die Kinos kam.

nach Afrika“ (1976) auf die in Kamerun gemachten Erfahrungen zurück. Schon damals interessierten ihn die großen Weltreligionen sowie Religion und Kultur fremder Völker, weil sich jeder die Frage nach dem Sinn des Daseins stellt und manch einer dabei gern allzu menschlichen Autoritäten folgt. Zum Beispiel Dogmatiker oder Erlöserfiguren wie Prinz Auda in „Black Gold“ (2011), den scheinbar nicht einmal eine Kugel töten kann. Wie tot liegt er da und erwacht unter rituellen Gebeten wieder zum Leben, weswegen man den „Auferstandenen“ als Mahdi feiert.

Der intellektuelle Annaud hat sich mehrmals einen Atheisten genannt, aber auch zugegeben, dass die Menschen das Übernatürliche brauchen. „Notre-Dame in Flammen“ (2022) bezeugt seinen spirituellen Sinn, und es ist schwer vorstellbar, diesen Film als das Werk eines Atheisten zu sehen. Zwar dokumentiert Annaud in einer packenden Spielhandlung die Ereignisse um den Brand der Kathedrale im Jahr 2019, ohne persönliche Statements abzugeben. Doch seine Empathie ist so deutlich zu spüren, dass sie praktisch zum heimlichen Bekenntnis wird.

Große Achtung

Wie wenig man Annaud damit etwas unrechtmäßig unterschiebt, belegen Äußerungen des Regisseurs, die an das antithetische Verhalten der Mutter erinnern. Im Gespräch mit dem *Frontrunner Magazine* meinte er 2022, Religion sei ihm persönlich gleichgültig, er habe jedoch große Achtung vor religiösen Gefühlen, und womöglich vermisste er den Glauben sogar. Annaud sucht gern Gebetsstätten auf und fühlt sich in Gotteshäusern emotional betroffen: „Das Geheimnis des Glaubens berührt mich, und die Tatsache, dass ein Symbol des Glaubens im Verschwinden begriffen war, berührte mein Herz.“

Was ihn da anrührte, war Notre-Dame, sowohl Touristenattraktion als auch nationales Monument Frankreichs und laut Annaud ein Glaubenszeugnis nicht bloß für Katholiken. Wie im Film gezeigt, vereinte die Brandkatastrophe Menschen aus aller Welt in Gebet und Gesang. Darunter auch diejenigen, die dem Glauben und seinen Traditionen fernstehen, stellvertretend eingeblendet im Feuerwehrmann, der die Dornenkrone Jesu retten soll und keine Ahnung hat, wie diese Reliquie aussieht.

Annaud drehte den Film vor allem, weil bei dieser Katastrophe niemand ums Leben kam. Ein Menschenleben ist für ihn unwiederbringlich und darum wichtiger als jedes Bauwerk. Kulturerbe oder Leben? Den meisten Brandbekämpfern stellte sich dieses Problem offenbar nicht. Annaud traf sich mit Feuerwehrleuten und war überrascht, dass sie bedenkenlos Kopf und Kragen auch für ein Gebäude wie Notre-Dame riskierten, weil sie ihr Tun allgemein als „Berufung“ empfanden, gleichsam als religiösen Akt. Eine Feuersbrunst zu löschen, das war professioneller Einsatz und

zugleich eine Notwendigkeit – im wahrsten Sinn des Wortes.

Wie stark der Glaube ans Wunderbare im Menschen verwurzelt ist, verdichtet Annaud in einem ausdrucksvollen Bild. Ein Wassertropfen rinnt übers Antlitz der Marienstatue, als weine sie über die brennende Kathedrale, womit unterschwellig auch Wunderlegenden über Madonnenfiguren anklingen, die blutige Tränen vergießen. Mit dieser Skulptur verknüpft Annaud dramaturgisch ein kleines Mädchen, das sich während der Evakuierung von der Mutter losreißt, um noch rasch eine Kerze vor der Muttergottes anzuzünden und sein Haargummi mit einem daran befestigten Herzen dazulassen.

Annaud kommt am Schluss auf dieses Kind zurück. Die Mutter ist eingeschlafen, das Mädchen sitzt noch vor dem Fernseher und hat die Ereignisse verfolgt. Die Kamera erfasst in der nunmehr gelöschten Kathedrale die Kerze und das Herz. Wie die Muttergottes sind sie unversehrt geblieben, die Gebete des Kindes erhört worden. An dieser Stelle ist der Film verdeckt autobiografisch und ruft den kleinen Jean-Jacques wach, der selbst in Notre-Dame mit der Mutter gekniet und Opferkerzen angezündet hat.

Der kleine Jean-Jacques kniete in Notre-Dame mit der Mutter und zündete Kerzen an.

Im Feuer sieht Annaud sowohl eine freundliche als auch eine zerstörerische Seite. Es spendet Licht, es wärmt, vertreibt wilde Tiere und schmiedet Eisen. „Am Anfang war das Feuer“ (1981) spiegelt in der evolutionsgeschichtlichen Perspektive vielleicht Annauds säkularisierte Seite am deutlichsten. Man denkt an Prometheus, der den Göttern das Feuer stahl. Der Film basiert auf wissenschaftlichen Theorien, obgleich der Erkenntnisstand in diesem Fach immer auch Falsifikationen unterworfen bleibt. Rat und Unterstützung holte sich Annaud bei dem Verhaltensforscher Desmond Morris und dem vielseitig gebildeten Literaten Anthony Burgess, der speziell für den Film die Sprachen erfand.

Verschiedene Steinzeit-Stämme bilden eher religionslose Gemeinschaften, darunter Neandertaler, die für den Speiseplan von Kannibalen nur Ekel übrighaben. Ständig droht Gefahr von Mensch

und Tier, man ist aufs nackte Überleben trainiert und fixiert. Mammuts erscheinen wie irdische Götterwesen, die sich mit einem Grasbüschel als Opfergabe und einer Unterwerfungsgeste besänftigen lassen. Es gibt Initiationsriten, und wenn eine junge Cro-Magnon-Frau dem Neandertaler Naoh (statt Noah) beibringt, dass man den Geschlechtsakt nicht nur von hinten wie Tiere ausüben kann, sondern auch von Angesicht zu Angesicht, wirkt das wie ein Symbol der Menschwerdung. „Und sie erkannten einander“, sagt die Bibel.

Die richtige Auslegung

Bei „Sieben Jahre in Tibet“ (1997) zog Annaud buddhistische Experten hinzu, für „Black Gold“ (2011) besprach er sich vorab mit Koran-Kennern. „Black Gold“ nach einem Roman von Hans Ruesch greift die frühe Ölgewinnung auf der Arabischen Halbinsel und die Frage der Rechtmäßigkeit dieser Ausbeutung auf. Religion gründet das Leben dieser rivalisierenden Beduinenstämme. Man verrichtet seine täglichen Gebete, im Koran sucht man nach Antworten auf alle Fragen. In die erste Hälfte des Films schiebt Annaud eine heftige Debatte zwischen Prinz Auda und den verknöcher-

ten Gelehrten seines Vaters Amar um die richtige Auslegung ein.

Vor dem Hintergrund eines drohenden Kriegs erhitzen sich die Gemüter über der Frage, ob Allah das Öl zu fördern erlaube oder nicht. Schließlich ist es Auda, dem die Aufgabe zufällt, unter den Stämmen eine integrative Kraft zu sein und gemäßigt mit der Zeit zu gehen. So versöhnt er modernen Wohlstand mit den nicht nur antiquierten Werten seines Vaters, wonach es andere Segnungen als das Geld gibt und die größte Gabe für den Menschen die Liebe ist.

Scholastische Spitzfindigkeiten gehören auch in den Kontext der Bestseller-Verfilmung „Der Name der Rose“ (1986), für deren Vorbereitung sich Annaud bei Benediktinermönchen einquartierte. Die Affinität zu Umberto Ecos Roman ist verständlich bei einem Filmemacher, der mit tiefem Gefühl vor dem Glauben steht, aber Schwellenangst hat. Kritiker kreideten Annauds Adaption an, dass sie weit hinter die Ansprüche des Romans zurückfalle. Tatsächlich ist der Film wahlweise eine Verknappung oder eine Verdichtung, die sich auf die äußere Handlung eines Mittelalter-Krimis stützt und den erkenntnistheoretischen Furor Ecos zurückstellt. Abstrakte Gedankenwelten, zumal in einem von wissenschaftlich-literarischer Bildung überwucherten Buch, lassen sich nun einmal nicht verfilmen.

„Der Name der Rose“ spielt 1327, zu einer Zeit also, in der verbissene Frömmigkeit und die Sorge ums Seelenheil unrühmliche Kapriolen schlugen. Die Inquisition, wenn auch oft im guten Glauben, schnüffelte wie ein Spürhund herum. Die kollektive Zusammenführung ganzer Landstriche unter eine gottesstaatliche Idee begann allmählich zu bröckeln. Die Zersplitterung in Wanderprediger, teils radikale Ordensbewegungen und Volksfrömmigkeit kratzte an der poli-

*Wieder endet alles
im Feuer: Es brennen
Menschen und
Bibliotheken.*

tischen Machtfülle des Klerus. Schon zuvor hatten die Schriften des Aristoteles in den Köpfen von Albertus Magnus und Thomas von Aquin neue theologische Gedanken angestoßen, was nicht ohne Widerspruch geblieben war. Im Roman wie im Film versteckt der blinde Jorge de Burgos das letzte Exemplar der aristotelischen „Poetik“ mit

dem (tatsächlich verschollenen) Kapitel über die Komödie, die den Ernst des Glaubens ins Lächerliche ziehen könnte. Die Seiten versieht Jorge zusätzlich mit tödlichem Gift.

Der philosophisch-theologisch gebildete Franziskanermönch William von Baskerville, reif gespielt von Ex-007 Sean Connery, vertritt als eine Art Sherlock Holmes die Sache der Vernunft. Er geht apokalyptisch anmutenden Mordfällen in einer Benediktiner-Abtei nach und ist dem Inquisitor Bernardo Gui ein Dorn im Auge. William, dessen Nachname auf Arthur Conan Doyles populären Detektivroman *Der Hund der Baskervilles* anspielt, ist mitnichten ein James Bond des Mittelalters, wie viele angesichts der Rollenbesetzung mit Connery vorab befürchteten. Die „Lizenz zum Töten“ haben hier die Inquisitoren, und statt akrobatischer Stunts braucht es großes Kombinationsgeschick, wobei der um Demut ringende Verstandesmensch William einsehen muss, wie fehlbar auch Logik sein kann. Und wieder endet alles im Feuer: Es brennen Menschen und Bibliotheken.

Filme als Fabeln

Man kann Annauds Filme als Fabeln verstehen, die menschliches Verhalten beleuchten, was ganz klassisch auf seine Tiergeschichten zutrifft. Lange vor dem Tiger-Abenteurer „Zwei Brüder“ (2004) und „Der letzte Wolf“ (2015) zeigte das „Der Bär“ (1988). Darin lässt gerade die ungezähmte Kreatur den rachsüchtigen, um sein Leben winselnden Jäger in einem Akt der Gnade am Leben. Diese Begegnung mit dem Tier verändert den Mann, sodass er nicht mehr in der Lage ist, das Gewehr auf den sich trollenden Bären abzufeuern. Er hindert sogar seinen Gefährten daran, den tödlichen Schuss abzugeben.

Wie später im Epos „Sieben Jahre in Tibet“ über Heinrich Harrer, der sich im Land des jungen Dalai Lama zum guten Menschen bekehrt, erzählt Annaud von einer inneren Wandlung, einer Umkehr, womit sich der sonst naturalistische Film *Der Bär* kurz vor Schluss unmissverständlich als Gleichnis zu erkennen gibt. Annaud endet mit einem Zitat von James-Oliver Curwood, auf dessen Roman „Der Bär“ basiert. Es wirkt wie ein nachgestelltes Motto, das auch die Blutgerichte aus „Der Name der Rose“ meinen könnte: Der größte Nervenkitzel liege nicht im Töten, sondern darin, leben zu lassen. ◀

Hospizarbeit
heißt –
den Weg
gemeinsam
gehen.

Bethel hilft unheilbar
kranken Menschen und
ihren Angehörigen.

Online spenden unter:
www.bethel.de/hospizarbeit

Bethel 

Atonales Denken

Theodor W. Adorno als Philosoph zwischen Licht und Schatten der Aufklärung

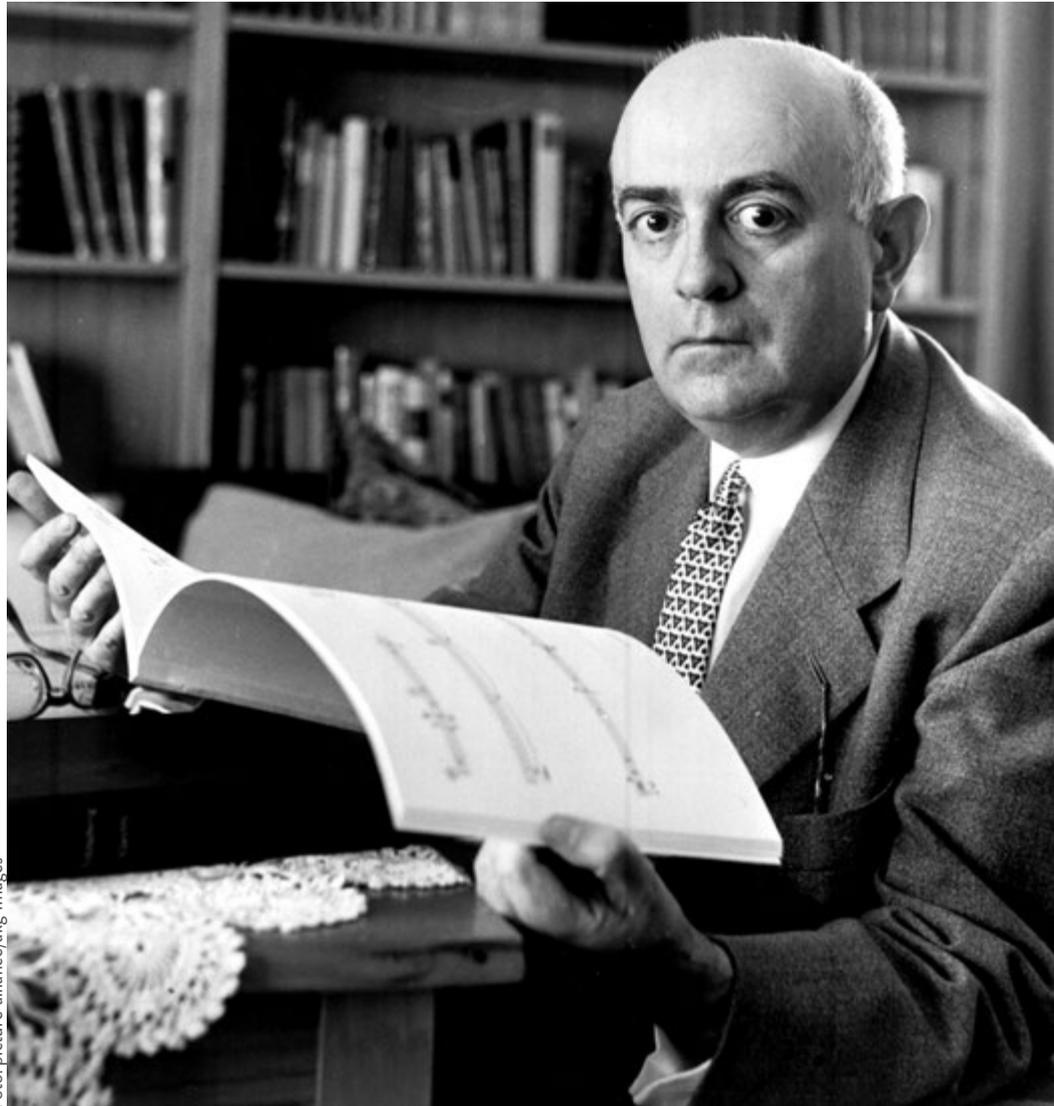
EBERHARD PAUSCH

Vor genau 120 Jahren wurde Theodor W. Adorno geboren. Der Philosoph gilt heute als Ikone der „Frankfurter Schule“. Berühmt wurde er durch seine mit Max Horkheimer im Jahre 1944 veröffentlichte „Dialektik der Aufklärung“. Zeitlebens mühte er sich kritisch am Werk Martin Heideggers ab. Insgesamt war Adornos Wirken umstritten, wie der Theologe Eberhard Pausch, Studienleiter der Evangelischen Akademie Frankfurt, zeigt.

Der Philosoph Richard Wisser (1927–2019) berichtet von einem Gespräch, das er 1969 mit Martin Heidegger (1889–1976) geführt hatte. Es ging dabei um Heideggers philosophischen „Antipoden“ Adorno, der sich nach seiner Rückkehr aus dem Exil in den USA sehr kritisch mit Heideggers Person und dessen Philosophie beschäftigt hatte. Heidegger selbst hatte nie eine Zeile von Adorno gelesen. Er meinte, dieser sei ein reiner Soziologe und daher kein Philosoph. Auch sei Adorno offenbar fest entschlossen, ihn „kleinzumachen“ und habe allerlei „adornierende Nachahmer“ gefunden (ein böses Wortspiel mit Adornos Namen: „adorierend“ würde bedeuten: „anbetend“).

Auf die mehrfach gestellte Frage, bei wem Adorno denn studiert habe, konnte Richard Wisser nicht antworten. Die Antwort wäre gewesen: bei dem Neukantianer und Transzendentalphilosophen Hans Cornelius (1863–1947). Diese Auskunft hätte Heidegger sicher erstaunt. Mehr noch aber hätte er sich darüber gewundert, dass Adorno über Heideggers Lehrer Edmund Husserl (1859–1938) promoviert hatte und dessen phänomenologisches Denken daher recht gut kannte.

Theodor W. Adorno (1903–1969) stammte aus einer großbürgerlichen Familie mit internationalen Wurzeln. Er war musikalisch und sprachlich herausragend



Theodor W. Adorno (1903–1969), Foto von 1960.

begabt und wurde von seinen Eltern in jeder Hinsicht gefördert, vor allem auch finanziell unbegrenzt unterstützt. Der intellektuelle Überflieger reichte zu Beginn des Jahres 1924 seine Dissertation über „Die Transzendenz des Dinglichen und Noematischen in Husserls Phänomenologie“ ein und bestand das Rigorosum im Juli dieses Jahres. Mit dem Frankfurter „Institut für Sozialforschung“ hatte Adorno damals noch nahezu nichts zu tun, weder inhaltlich noch institutionell gab es Berührungspunkte.

Aus heutiger Sicht wirkt Adornos Dissertation ebenso solide wie schlicht. Sie ist sehr knapp gehalten, aus den Quellen gearbeitet, verwendet kaum Sekundärliteratur und entfaltet im Grunde genommen nur ein einziges Argument: dass Husserls Phänomenologie logisch nicht konsistent sei, weil sie auf einer Doppeldeutigkeit des Begriffes „Noema“ beruhe, der ja sowohl den Gedanken selbst wie den Inhalt des Gedanken bezeichne. Die Arbeit wurde mit „summa cum laude“ bewertet. Originell aber war sie keineswegs, denn der Au-

tor reproduzierte im Grunde genommen nur die kritische Position des Doktorvaters Cornelius gegenüber Husserl.

Heidegger und Adorno, die sich in den 1950er- und 1960er-Jahren feindselig gegenüberstanden, hatten also in der Phänomenologie wenigstens einen gemeinsamen Ausgangspunkt. Sonst aber waren sie durchaus verschieden: Stammte Heidegger aus kleinbürgerlich-katholischen Kreisen, so war Adorno ein Repräsentant des großbürgerlich-säkularen Protestantismus mit jüdischem Hintergrund (sein Vater war zum evangelischen Glauben

konvertiert). Musterschüler waren sie beide gewesen, brillant vor allem in den alten Sprachen, wobei Heidegger auch in Mathematik glänzte, während Adorno im Abitur in diesem Fach nur 11. von 13 Mitschülern war und in der Prüfung nur „mit Bedenken“ des Prüfers noch ein „Genügend“ erhielt. Heidegger fühlte sich auf dem Land zu Hause und erkundete dort „Wald-, Feld- und Holzwege“, während

*Paul Tillich ebnete
Adorno und Horkheimer
den Weg ans Institut
für Sozialforschung*

Adornos die Kulturluft der Großstädte Frankfurt und Berlin atmete. Der wohl gravierendste Unterschied: Heidegger war Nationalsozialist und Antisemit, Adorno aber Demokrat und jüdischer Herkunft, weshalb er Deutschland bald nach Hitlers Machtergreifung verlassen musste.

Adornos Weg in die Frankfurter Schule führte über Paul Tillich (1886–1965), bei dem er sich 1931 habilitierte, nachdem Cornelius seine Habilitation abgelehnt hatte. Dabei enthielt der von Adorno im Jahr 1927 – dem Jahr, in dem Heideggers „Sein und Zeit“ erschien – vorgelegte Text, mit dem er sich habilitieren wollte, zumindest im Vorwort noch ein Bekenntnis zur „Aufklärung“: „Aufklärung ist die Absicht dieser Arbeit ... in der umfassenden Bedeutung, die Geschichte dem Begriff verleiht: Destruktion dogmatischer Theorien und Bildung von solchen an ihrer Stelle, die in Erfahrung gründen und für Erfahrung zweifelsfrei gewiss sind.“ Der Text bietet dann aber im Fortgang einige ideologiekritische Passagen zum Primat der Ökonomie in der Gesellschaft, zum „verderblichen Imperialismus“ und zum „Fascismus“ (!), die Cornelius nicht behagen konnten. Vor allem aber löste Adorno aus Cornelius' Sicht nicht ein, was er im Vorwort versprach: zum Projekt der Aufklärung beizutragen.

Anderthalb Jahrzehnte später sollte Adorno die Aufklärung dann als auf rückwärtsgerichtete Naturbeherrschung zielende instrumentelle Vernunft und somit völlig anders definieren – und entsprechend kritisch bewerten. Tillich aber ebnete

Martin Heidegger (1889–1976),
Foto von 1954.

Adorno – ebenso wie dessen Freund Max Horkheimer (1895–1973) – den Weg in das Institut für Sozialforschung, in dem beide dann auch über die Zeit des Exils hinweg mehr als drei Jahrzehnte wirken sollten.

Adornos Rolle im Rahmen des Instituts wurde im Laufe der 1930er-Jahre immer bestimmender. Er scheute dabei weder vor Beleidigungen (gegenüber Martin Buber, den er einen „Religionstiroler“ nannte) noch vor Mobbing (gegenüber Leo Löwenthal und Erich Fromm) noch vor „Ideenklau“ und Parasitismus zurück. Erich Fromm (1900–1980), der als Psychoanalytiker vom Fach anfangs noch ein Star des Instituts gewesen war, wurde von Adorno systematisch demontiert, Herbert Marcuse (1898–1979) des Faschismus verdächtigt, weil er zuvor bei Heidegger gearbeitet hatte. Der Sachbuchautor Wolfgang Martynkewicz nennt Adorno einen „Intriganten“ und beschreibt eindringlich, wie dieser alle Personen, die sich sonst noch im Umfeld des Direktors Horkheimer bewegten, erfolgreich verdrängte.

Sicher ist: Ein besonders angenehmer Kollege war Adorno in jenen Jahren nicht. Zudem vertrat er eine extrem elitäre Auffassung von Kunst und Musik. Dass er Schlagermusik verachtete, weil sie nicht „atonal“ war, versteht sich von selbst. Aber auch Jazz lehnte er ab, weil das Wort „Jazz“ sich von „Hatz“ ableite und diese Art von Musik bei den Zuhörenden unweigerlich „Kastrationsängste“ wecken müsse.

Primat des Marktes

Spätestens seit 1939 waren Horkheimer und Adorno die „Dioskuren“, das Zwillingsgestirn, des Instituts, die anderen wirkten wie austauschbare Randfiguren. Beider bis heute bewundertes Hauptwerk, bei dem vor allem Adorno federführend gewesen war, wurde 1944 fertiggestellt: die *Dialektik der Aufklärung*, ein düsteres, pessimistisches Buch, in dem die Katastrophe des Nationalsozialismus von den in den USA lebenden Exilanten als ein Versagen der „Aufklärung“ gedeutet wurde. Diese habe sich auf „Naturbeherrschung“ verengt. Der Primat der Logik bedeute einen Primat des Rechnens, und dieser wiederum führe zum Primat des Marktes, der sich die Gesellschaft insgesamt unterworfen habe.



Foto: picture alliance/ulstein bild

Die philosophische Anschlussfähigkeit dieser Position war von Anfang an begrenzt. Das mussten im US-amerikanischen Exil auch die „New York Intellectuals“ um Otto Neurath (1882–1945) erleben, eine Linke, die logisch statt „dialektisch“ denken wollte. Die Debatten der beiden „marxistischen Häresien“ (Stuart Jeffries) in den Jahren 1936/37 endeten ohne Verständigung. Im Grunde waren sie ein Präludium zu der großen, fälschlich „Positivismusstreit“ genannten Auseinandersetzung zwischen Adorno/Habermas auf der einen und Karl Popper/Hans Albert auf der anderen Seite in den 1960er-Jahren. Drei eng miteinander verbundene Differenzen der beiden Denkschulen zeigten sich in beiden Kontroversen: Erstens teilten die Kontrahenten keinen gemeinsamen Begriff von „Logik“: Ging es den einen um „die konkrete Verfahrungsweise der Soziologie“ (Adorno), so den anderen um rein formale Regeln des Denkens. Zweitens bezeichneten die einen mit „Widersprüchen“ dynamische Ambivalenzen in der gesellschaftlichen Realität, die anderen aber eine rein logische Kategorie, die sich auf das Verhältnis von Aussagen zueinander bezog. Drittens verwendete Adorno einen weiten und emphatischen Wahrheitsbegriff, der zugleich auch Prädikate wie „gut“ und „gerecht“ einschloss, während für Popper der rein formale Wahrheitsbegriff Alfred Tarskis (Der Satz „Der Schnee ist weiß“ ist genau dann wahr, wenn der Schnee weiß ist) maßgeblich war.

Resultat beider Kontroversen, von denen die zweite sich über Jahre hinzog: gegenseitige Vorwürfe, bleibendes Unverständnis, tiefer und schmerzhafter Dissens. Immerhin fühlte Habermas sich von der analytischen Philosophie und dem kritischen Rationalismus herausgefordert, eine neue Grundlage für die Kritische Theorie zu suchen, die einen, wenn schon nicht substanziellen, so doch wenigstens prozeduralen Vernunftbegriff zu retten versuchte. Für Adorno kam dieser Weg nicht (mehr) in Frage.

Als das „Institut für Sozialforschung“ in den frühen 1950er-Jahren aus dem Exil zurückkehrte und sich in der Goethe-Universität etablierte, hatte es mit den marxistischen Analysen der 1920er-Jahre und den Hoffnungen auf eine Gesellschaftsveränderung im Geiste eines menschenfreundlichen Sozialismus nur noch wenig

im Sinn. Ralf Dahrendorf (1929–2009) hielt es 1954 nur zwei Monate dort aus; zu autoritär und zu esoterisch wirkte das um Horkheimer und Adorno herum aufgebaute Institut. Jürgen Habermas (geboren 1929) blieb zwar länger, erhielt aber im Institut keine Chance auf eine Habilitation, obwohl Adorno – das muss man ihm lassen – ihn sehr schätzte und förderte. Jedoch: Wer nach Revolutions- und Hoffnungspotenzial suchte, der tat in den Folgejahren gut daran, dies nicht in der dunkel-düsteren negativen Dialektik Adornos zu tun, sondern der wurde bei Ernst Bloch, Erich Fromm und Herbert Marcuse fündig.

Faschistische Substanz

Konsequent blieb Adorno gegenüber Heidegger und dessen Philosophie: In seinen beiden Schlüsselwerken „Jargon der Eigentlichkeit“ (1964) und „Negative Dialektik“ (1966) kritisierte er heftig dessen hermetische Sprache und seine letztlich nihilistische Fundamentalontologie. Adornos Argumentation zielte darauf, die faschistische Substanz von Heideggers politischer Option an seinem Werk selbst aufzuzeigen. Ob ihm dies gelungen ist, darüber kann man streiten. Nach dem Erscheinen der „Schwarzen Hefte“ Heideggers aber kann kein Zweifel mehr daran bestehen, dass es diese faschistische Substanz auch lange nach 1934 (Heideggers Rücktritt vom Rektorat an der Freiburger Universität) noch gab und dass sie auch antisemitische Elemente barg.

Adornos Spätwerk enthält, wie das postum erschiene Büchlein *Erziehung zur Mündigkeit* beweist, sehr viele kluge, menschenfreundliche, zukunftsweisende Gedanken. Erst recht heute – nach dem politisch erschreckenden Auftreten der AfD in unseren Parlamenten – sollte sein Postulat gelten: „Aller politische Unterricht endlich sollte zentriert sein darin, dass Auschwitz sich nicht wiederhole.“ Selbst zu einem positiven Begriff von Aufklärung fand er zurück, indem er sich explizit auf Kant berief und Aufklärung als eine „dynamische Kategorie“ wiederentdeckte, die der Mündigkeit verpflichtet sei, dass sie freilich im „Werden“ begriffen sei und nicht statisch verstanden werden dürfe. Dass dieser Prozess bedroht ist durch den globalisierten Kapitalismus, die „verwaltete Welt“ und die

„Kulturindustrie“, wird heute kaum jemand ernsthaft bestreiten. Im Gegenteil ist die Aufklärung heute noch zusätzlich herausgefordert durch die wild wuchernden „sozialen Medien“ und die anarchische Welt des Internets (und Darknets), in der wir leben. Dass Adorno zu den aufklärerischen Intentionen seines Frühwerks der 1920er-Jahre zurückkehrte, ist aller Ehren wert.

Dennoch bleibt die Bilanz seines Werkes zwiespältig. Es lag zwar nahe, dass der „atonal“ denkende Philosoph für eine „negative Dialektik“ plädierte. Denn der Hegelsche Dreiklang von These, Antithese und Synthese war ihm vor dem Hintergrund der Barbarei des 20. Jahrhunderts gar zu harmonistisch und tonal gestimmt. Adorno blieb daher bei Antithese und Negation stehen, ein atonaler Denker in dürftiger Zeit. Aber Negativität bedeutete zugleich Pessimismus und Hoffnungsarmut, und die Forderung nach einem konsequent „dialektischen“ Denken zerschnitt leichtfertig die dün-

*Adorno blieb
ein atonaler Denker
in dürftiger Zeit.*

nen Fäden zur analytischen Philosophie und zum kritischen Rationalismus, um deren Rekonstruktion sich dann Habermas bemühte.

Auch andere Fäden müssen heute geknüpft werden, um die „Frankfurter Schule“ in den aktuellen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskursen zukunftsfest zu vernetzen. Axel Honneths „Kampf um Anerkennung“, der in den 1990er-Jahren seinen Ausgang nahm, war und ist dabei bedeutsam, aber auch die weite Perspektive des aktuellen Direktors des Instituts für Sozialforschung, Stephan Lessenich, der für ein „global solidarisches Denken“ eintritt. Also für eine grenzüberschreitende Wahrnehmung der neben uns wütenden Sintfluten und für ein Handeln, das das Wohl aller, vor allem auch der ärmsten, Menschen dieser Erde im Blick hat. Früher nannte man ein solches Handeln „Sozialismus“ und verstand es als ein Projekt der Aufklärung. Wenn die Erinnerung an Theodor W. Adorno und die Besinnung auf die Wurzeln der „Frankfurter Schule“ diesem Projekt diene, dann wäre schon sehr viel gewonnen. ◀

Wege aus der Wüste

DOROTHEE LÖHR

Fesselndes Bild

15. SONNTAG NACH TRINITATIS,
17. SEPTEMBER

Gott sprach zu Abram ...: Sieh den Himmel und zähle die Sterne; kannst du sie zählen? Und sprach zu ihm: So zahlreich sollen deine Nachkommen sein! Abram glaubte dem Herrn, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit. Und er sprach zu ihm: Ich bin der Herr, der dich aus Ur ... geführt hat, auf dass ich dir das Land zu besitzen gebe. (1. Mose 15,5–7)

Wer und was kommt nach mir? Abrahams Frage ist aktuell, immer noch berechtigt. Der Stammvater lebt uns mit seiner Geduld den Glauben an den unsichtbaren Gott vor. Zwar fallen ihm immer wieder interessante Auswege ein: Selbsternannte Erben sollen die Zukunft sichern, Ismael, Sohn der fruchtbaren Nebenfrau Hagar, und Neffe Lot und der Knecht Elieser werden als Zukunftssicherung eingebracht. Zwar bemüht Abraham sich um Nachkommen, Zukunft und Erben, aber als Gott seine Segenszusage und Verheißung unterm Sternenhimmel erneuert, glaubt Abraham erneut – gegen den Augenschein in der Gegenwart.

Der unendliche gestirnte Himmel über uns dient Gott als überwältigendes Gleichnis: Du wirst die Nachkommen des Glaubens nicht zählen können. Und das ist auch für uns eine Sternstunde des Glaubens.

Denn der Blick auf den Himmel macht demütig. Ja, es gibt einen Gott, und ich bin es nicht. Auch die Zukunft liegt in seiner Macht, nicht in meiner. Glauben lohnt sich. Denn er schützt und macht vertrauensvoll. Das ist die fremdartige Gerechtigkeit des Glaubens. Und wer rechnet damit?

Wie ein Osterlied

16. SONNTAG NACH TRINITATIS,
24. SEPTEMBER

Das Los ist mir gefallen auf liebliches Land; mir ist ein schönes Erbteil geworden. (Psalm 16,6)

Die Formulierung des Beters und die Überschrift des Psalms spielen darauf an, dass das gelobte Land durch Los auf die Stämme Israels aufgeteilt wurde. „Das liebe Land“ ist aber auch im übertragenen Sinne gemeint, als das gemeinsame Gestaltungsfeld, die Aufgaben, Herausforderungen, Menschen, die mit uns auf Erden das Leben teilen und uns anvertraut werden. Manchmal prägt uns und ist uns wichtig nicht das, was man sich selbst ausgesucht hat. Auch sein Erbe sucht man sich nicht selbst aus. Und doch gilt: Was du ererbt von deinen Eltern, gestalte es, um es zu besitzen. Erbende Angehörige achten aufeinander, wenn es gut geht, und beraten einander in Zeiten der Trauer. Sie teilen das Vertrauen, dass Gott unser Berater und Tröster ist, bei Tag und bei Nacht, im Leben und im Sterben.

Der 16. Psalm spielt auch geheimnisvoll auf Ostern an, auf die Hoffnung, die unsere Sicht, unseren Horizont erweitert: „Auch mein Leib wird sicher liegen, denn du wirst mich nicht dem Tode überlassen und nicht zugeben, dass dein heiliger die Grube sehe!“

Der reformierte Genfer Palter sagt es so: „Ich flieh zu dir, mein Gott bewahre mich. Du bist mein Herr, mein Heil, du bist mein Leben. Die Mächtigen der Welt verachte ich. In ihren Dienst will ich mich nicht begeben. Wer ihnen folgt, vergrößert seine Leiden, nichts in der Welt soll mich von dir Gott scheiden. Mein Glück entspringt aus deiner Hand allein. Du sättigst mich auf grünen Lebensauen. Du tust mir wohl, hüllst mich in Segen



Foto: Elias Bendahan

Dorothee Löhr,
Pfarrerin in Mannheim

ein. Ein gutes Land lässt du mein Auge schauen. Auf ewig willst du meinen Hunger stillen, den Lebensbecher bis zum Rand mir füllen. Doch mahnst du mein Gewissen in der Nacht, dir stets zu danken, täglich dich zu loben. Du hast mein Leben, Herr, so reich gemacht, durch deine Gnade mich so hoch erhoben. Du bist mir nah, du willst mich ewig fassen und selbst dem Tode mich nicht überlassen. Ich freue mich an deiner Wundertat. Von ganzem Herzen will ich dich erheben. Du leitest mich, führst mich nach deinem Rat, gehst mir voran, zeigst mir den Weg zum Leben. Da werde ich mit Wonne und Entzücken in ewiger Freude dich, mein Gott erblicken.“

Dankbare Erben

ERNTEDANKFEST, 1. OKTOBER

Jesus sprach zu ihnen: Hütet euch vor der Habgier; denn niemand lebt davon, dass er viele Güter hat. (Lukas 12,15)

Was Jesus hier sagt, klingt schroff: Wer nicht am Erbbesitz hängt und süchtig nach Haben ist, der ist vielleicht freier. Aber es gibt doch wirklich ungerechte Erbgänge, die Sache ist doch komplizierter. Gerne hätte ich von Jesus nicht nur eine Schelte und Warnung vor Habsucht gehört, sondern auch einen gerechten Rat. Wenn er schon das Thema Erbstreitereien

aufgreift, möchte ich eine bessere Antwort haben. Aber offensichtlich traut Jesus uns zu, unsere Erbstreitigkeiten selbst zu schlichten. Wie ein guter Lehrer will er uns frei und handlungsfähig machen, damit wir selbst Antworten finden.

Die christliche Gesellschaft hat sich in der Tat in Bezug auf Erbfragen schon viele Lösungen ausgedacht.

Die nicht Erbberechtigten der ostfriesischen Höfe, die außer Torfstechen keine Überlebenschance hatten, oder die Pfälzer ohne Erbland wanderten aus und fragten nicht lange, ob das gerecht war. Die Auswanderer machten das Beste aus ihrer Situation, sie bestanden nicht auf Teilung des Landes oder Auszahlung des Erbes, sondern gingen weg und fingen neu an. Sie begannen in Amerika ein neues Leben und versöhnten sich oft mit ihrer Vergangenheit. Vielleicht verstanden diese Auswanderer das Wort Jesu besser, nämlich so: Niemand lebt davon, dass er viele Güter hat, sondern ich lebe vom Vertrauen, dass ich mit Gott neu anfangen kann. Das ist mein wahrer Reichtum.

Das Experiment Amerika lebt bis heute von solchen beweglichen Menschen, die Neues säen. Die innere und äußere Beweglichkeit derer, denen säen wichtiger ist als ernten, ist jesuanisch. Jesus hat nämlich Freiheit von Erbstreitereien und Besitz vorgelebt und empfohlen. Er greift nicht in den Streit ums Erbe ein. Er gibt keinen Ratschlag, sondern begnügt sich mit einem elementaren und schroffen Hinweis auf den Ursprung des Streits und den Ursprung des Lebens: Reichtum der Menschen und Reichtum Gottes sind zweierlei. Aus dem einen erwachsen Habgier und Streit fast zwangsläufig, aus dem anderen aber Versöhnung und Neuanfang. Wir haben die Wahl.

Die katholische Kirche bot anders als Jesus immer gerne an, Erbschaftsstreitigkeiten zu schlichten, und sie bewirkte damit viel Gutes: Denn wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte, die Kirche, die angeboten hatte, das Erbe stellvertretend zu übernehmen. So konnten die Klöster mit Hilfe des an sie gefallen Erbes das Land urbar machen und Schulen gründen. *Ora et labora* – bete und arbeite heißt die benediktinische Regel.

Diese kreative Erbschaftsregel führte zu großen Vermögensbildungen der Kirche und – zu viel Missbrauch. Jesus warnt sicher auch vor kirchlicher Habgier, und

das zu Recht. Für die christliche Kulturarbeit unserer Vorfahren dürfen wir aber trotzdem dankbar sein. *Ora et labora* – das ist eine gute, im besten Sinne ökumenische Erbschaft.

Beten und arbeiten im richtigen Verhältnis, diese alte europäische Tradition lehrt uns Lebenserntedank. Auch in diesem Sinne ernten wir täglich, wo wir nicht gesät haben. Lasst uns dankbare und versöhnliche Erben sein, die nicht habgierig streiten, sondern weitergeben, was sie empfangen haben.

Auch wenn die meisten von uns nicht mehr von der Landwirtschaft leben, fragt man sich: Warum muss der reiche Kornbauer jedes Jahr zum Erntedankfest als Narr beschimpft werden? Ist es denn verwerflich, dass der Tüchtige nach erfolgreicher Arbeit auch mal seine Ruhe haben will? Hat er sich seinen Frühruhestand nicht redlich verdient? Was soll diese schroffe Drohung vom Tod in der kommenden Nacht?

Der reiche Kornbauer spricht mit sich selbst. Er denkt nicht an Gott und auch nicht an die Mitmenschen, weder an Zeitgenossen noch an Nachfahren. Er denkt nur an seine Vorräte. Und in der folgenden Nacht stirbt er. Vielleicht vergaß er in der Ruhephase wie vorher in der Arbeitsphase, dass er sein Leben nicht sich selbst verdankt und dass er nichts mit ins Grab nehmen kann? Vielleicht vergaß er Gott vergessen, dessen Reichtum von Generation zu Generation weitergegeben werden soll? Vielleicht vergaß er, dass er nicht für sich allein lebt? Das Prinzip *ora et labora* hätte ihm helfen können.

Vielleicht muss Jesus es gerade den Gottvergessenen Tüchtigen immer wieder so schroff sagen: Du bist sterblich und begrenzt. Was wir haben, ist uns gegeben zum Weitergeben. Unsere Sterblichkeit sollte uns klug machen. Alles, was wir sind und haben, ist endlich. Wir sind Gäste auf Erden. Es geht durch unsre Hände, kommt aber her von Gott. Jesus sagt uns unmissverständlich: Sammeln und Vermehren sind kein Selbstzweck. Ernten und Sammeln geht nicht ohne Säen. Und säen heißt loslassen, Zukunft schaffen und Nachhaltigkeit über unseren Tod hinaus. Säen heißt innehalten und für andere mitdenken. Lebens-Erntedank heißt das Empfangene weitergeben. Jesus reizt uns zur Dankbarkeit und warnt vor Habgier, beides ist notwendig!

Wie ein Spiegel

18. SONNTAG NACH TRINITATIS,
8. OKTOBER

Und Gott redete alle diese Worte: Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus der Knechtschaft geführt habe. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir ... Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun. Aber am siebenten Tage ... sollst du keine Arbeit tun.
(2. Mose 20,1–3 + 8–9)

Die Zehn Gebote, für jeden Finger eines, und die eine Hand für die Gottesliebe, die andere für die Nächstenliebe, sind einfacher zu verstehen als jedes andere Gesetzeswerk.

Auf Doppeltafeln erscheinen sie uns mit Vorder- und Rückseite, zusammengefasst in dem Doppelgebot der Liebe. Bei den Konfirmandinnen und Konfirmanden steht oft die eine Seite für die alten Worte, die Verbote „Du sollst nicht“, und die andere für die Anwendung der Nächstenliebe wie im Kleinen Katechismus Martin Luthers: Du sollst anderen nicht die Lebensmöglichkeiten nehmen, sondern ihnen helfen, ihr Leben zu entfalten. Du sollst nicht immer mehr haben wollen, sondern anderen von deiner Fülle abgeben. Du sollst nicht auf Kosten anderer leben, sondern deine Möglichkeiten nutzen, andere daran teilhaben zu lassen.

Beide Tafeln gehören zusammen: „Du sollst den Feiertag heiligen“ steht zwar auf der ersten Tafel, bei den Geboten, die sich auf Gott beziehen, aber es hat auch eine soziale Dimension: Weil Gott am siebten Tag ruhte, dürfen auch wir ausruhen und sollen das anderen ebenfalls ermöglichen.

Gottes Gebote sind Leitlinien für den Weg mit Gott aus der Knechtschaft und aus der Wüste in ein Land, in dem alle genug haben: Gerechtigkeit, Freiheit, Bildung, Wasser, Brot, Frieden.

Nutzen wir die Gebote in ihrer modernisierten Form als Spiegel: für uns selbst zur Selbsterkenntnis, zur Gotteserkenntnis, zur Welterkenntnis. Welterkenntnis, Gotteserkenntnis, damit wir Gebote Gottes hören, sehen, verstehen und weitergeben. ◀



Besuch aus dem Feuer

Die kleine Kirche Chiesa del sacro cuore del suffragio in Rom zeigt scheinbare Spuren aus dem Jenseits

TEXT UND FOTOS: MARTIN GLAUERT

Protestantisch geprägten Menschen wie dem Arzt und *zeitzeichen*-Autor Martin Glauert ist die Vorstellung des Purgatoriums, das vor dem Eintritt ins Paradies von Sünden reinigen soll, eigentlich fremd. Doch ein Besuch im Fegefeuer-Museum unweit des Petersdoms ließ auch ihn nicht ganz unbeeindruckt.

Bevor es losgeht, sei vorsichtshalber vorab eine kleine Nachhilfestunde für den ahnungslosen protestantischen Leser eingeschoben: Der Begriff „Fegefeuer“ ist kein Synonym für die Hölle, er bezeichnet nicht einmal den Vorhof zur Hölle, sondern vielmehr den Vorhof zum Himmel – allerdings einen reichlich unangenehmen Vorhof. In der katholischen Glaubenslehre galt seit dem 6. Jahrhundert die Vorstellung, dass die Verstorbenen, die das Jüngste Gericht erfolgreich bestanden haben und denen die Fahrt zur Hölle glücklich erspart bleibt, dennoch nicht alle sofort ins Paradies gelangen. Vorher müssen sie eine Zeit im Purgatorium, einem „Reinigungsort“ verbringen, wo ihre Seelen von den irdischen Verfehlungen geläutert werden, da sie nur sündenfrei Zutritt zur Gegenwart Gottes haben können. Die so genannten armen Seelen sind im Fegefeuer also nicht endgültig festgehalten, sondern haben die Gewissheit, daraus entlassen zu werden ins Himmelreich. Die Reinigung erfolgt durch Glut und Feuer, die Dauer dieser entsetzlichen Qual hängt dabei von der individuellen Sündenlast ab.

Wer schaut da herein? Teuflich anmutende Reste des verbrannten Altars der Kapelle „Madonna vom Rosenkranz“ (links) sowie ein Handabdruck aus dem Fegefeuer.

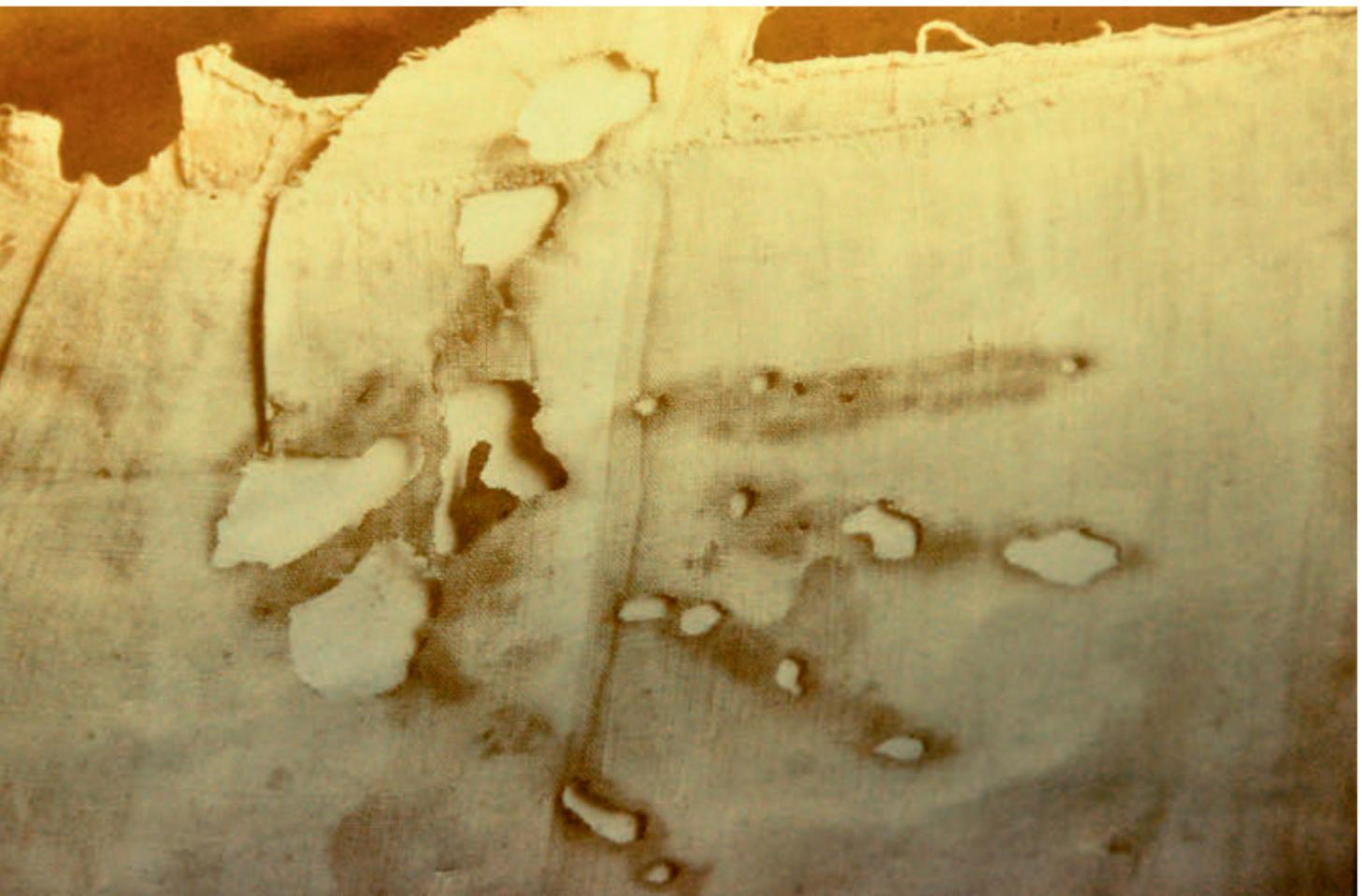
Allerdings gibt es Möglichkeiten, den Prozess dieser höllischen Schmerzen zu verkürzen, und zwar durch den Erwerb eines Ablasses, einer Art Strafrabatt. Er kann von Angehörigen durch Gebete und gute Werke erwirkt werden oder indem sie eine Messe lesen lassen. Irgendwann im 15. Jahrhundert wurde es dann gängige Praxis, Ablässe gegen Geld auszugeben. Perfektioniert und auf die Spitze getrieben wurde der finanzielle Ablasshandel durch den Dominikanermönch Johann Tetzel, der Vergebung auch der schlimmsten Sünden versprach, solange die Kasse stimmte. „Sobald die Münz' im Kasten klingt, die Seele aus dem Feuer springt!“, lautete sein griffiges Erfolgsrezept. Die Einnahmen waren so enorm, dass der Bau des Petersdoms in Rom davon finanziert werden konnte.

Böses Erwachen

Auch den Augustinermönch Martin Luther versetzte die Vorstellung eines qualvollen Fegefeuers in Furcht und Schrecken. Auf seiner Reise nach Rom im Jahr 1510 nahm er an einer Generalbeichte teil, rutschte auf Knien die Heilige Treppe am Lateran hinauf, um Sündenvergebung für sich und seine Verwandten zu erlangen. Er bezahlte sogar Geld für einen Ablass, damit seinen verstorbenen Großeltern

die Sünden erlassen und ihre Zeit im Fegefeuer verkürzt werde. Erst sieben Jahre später kam er im Rahmen der Rechtfertigungslehre zu der Grundüberzeugung „sola fide“. Wenn die Errettung der Seele allein durch den Glauben und die Gnade Gottes erfolgt, ist das Fegefeuer überflüssig und damit jeder Ablass obsolet. In den Schmalkaldischen Artikeln heißt es dann auch eindeutig: „Darum ist das Fegefeuer mit all seinem Gepränge, Gottesdiensten und Geschäftemacherei für ein bloßes Teufelsgespenst zu halten.“ Aber auch die katholische Dogmatik änderte im Lauf der Zeit ihre Auffassung vom Fegefeuer und ersetzte das Bild von der Gluthölle durch eine mehr symbolische Interpretation. So schrieb der Kardinal (und spätere Papst) Joseph Ratzinger 1977: „Es (das Fegefeuer) ist ... vielmehr der von innen her notwendige Prozess der Umwandlung des Menschen, in dem er christus-fähig, gott-fähig und so fähig zur Einheit mit der ganzen Communio sanctorum wird.“

Wer sich mit einer solchen weichgewaschenen Interpretation des Fegefeuers angefreundet hat, auf den wartet ein böses Erwachen beim Besuch der Chiesa del sacro cuore del suffragio in Rom. Die zierliche weiße „Kirche des Heiligen Herzens der Fürbitte“ liegt direkt am Tiberufer. Welche Bewandnis es mit der besonderen



Betonung der Fürbitte hat, erfährt man allerdings nur, wenn man weiß, wonach man sucht. Besucher beten in den Bänken, manche betrachten ehrfurchtsvoll die Altäre und Gemälde der Heiligen. Wir aber gehen zielstrebig nach vorne und flüstern dem Kirchendiener wie Eingeweihte nur kurz das Passwort zu: „il museo“. Er zeigt verschwörerisch auf den kleinen Durchgang zur Sakristei. Ebenso wortlos hält uns sein Kollege einen Korb mit dem Zettel „offerta“ hin, der Eintritt ist frei, eine Spende jedoch obligatorisch. Als Gegenleistung und Vorbereitung auf das Kommende reicht er uns einen kleinen farbigen Zettel. Darauf abgedruckt ist der gekreuzigte Christus, zu dessen Füßen nackte Menschen in lodernen Flammen stehen. Dann treten wir in eine kleine Kammer. Auf den ersten Blick wirkt sie wie ein langweiliges Heimatmuse-

Da die Seelen direkt aus dem Feuer kamen, haben sie Brandspuren auf Kleidern und Büchern hinterlassen.

um. An der Wand hängen Glaskästen, darin Bücher und Textilien, die etwas beschädigt wirken. Ein kirchliches Merkblatt aber klärt uns auf, dass wir vor den unwiderlegbaren Zeugnissen des Purgatoriums stehen, stoffliche Nachrichten direkt aus dem Fegefeuer. Die Seelen Verstorbener kehrten für kurze Zeit aus diesem Zwischenreich auf die Erde zurück. Da sie direkt aus dem Feuer kamen, haben sie Brandspuren auf Kissen, Kleidern und Büchern hinterlassen.

Die französische Nachtmütze hat arg gelitten. Man kennt diese hässlichen braunen Spuren, die unbedachte Zigaretten oder ein vergessenes Bügeleisen hinterlassen. Hier aber sind deutlich die fünf Finger einer Hand zu erkennen, die sich in den weißen Stoff eingebrannt haben. Sie gehörten Luisa Le Sénéchal, die ihrem Ehemann Ludwig im Jahre 1875, zwei Jahre nach ihrem Tod, erschien und ihn um Gebete und heilige Messen bat. Befürchtete sie, dass er sie bereits vergessen hatte, und brachte sie sich deshalb eindrucksvoll in Erinnerung? Sündigte er vergnügt und benötigte eine strenge Ermahnung? Das Merkblatt der Kirche klärt darüber auf, was letztlich das Anliegen aller Visiten aus dem Jenseits ist: Die Gestorbenen bitten die Lebenden um gute Taten, Gebete, Messen und Spenden, damit so ihre eigene Zeit im Fegefeuer verkürzt wird.



Auf dem Leinentuch, auf dem Holztisch, im Gebetbuch und auf der Nachtmütze des Witwers (beglaubigt und besiegelt): Spuren des vermeintlichen Besuches aus dem Jenseits finden sich an unterschiedlichsten Stellen und bewegen die Besucherinnen und Besucher des Museums.



Gebether
 Herz Jesu Christi, o du wohl-
 ehende Viol des Thals der
 Demuth.
 mache wieder eine Reverenz,
 darnach sprich:
 Sey gegrüßet, und gebene-
 net, o du allerhochwürdigste
 Mutter wahren lebendigen
 Gottes diesen dreien Fuß-
 len ehre und benede dich,
 müthiglich bittend, allest
 r in meinem Tod be-
 d mich mit deinem leiblichen
 gesicht erfreuen, Amen.
 Das Freuden Gebethlein.
 erfreue dich Maria, du Ge-
 brerinn Gottes, du unbestec-

zu ... er Go
 te Jungst ... net
 du hast Fre ... so
 dem Engel. Erreue d
 du hast gebohren die
 des ewigen Lichts. Er
 denn du hast gebohre
 bist unversehrt geblieb
 reicher gebährerin d
 denn loben und
 Krear ... Wir bitt
 lest unsere Fürsprech
 bey deinem Sohn, un
 Jesu Christo.
 Drey Ave Maria, um
 Ende.
 Begrüßet seyst du s
 bis auf diese Wo
 heilige Maria, M





Die „Kirche des Heiligen Herzens der Fürbitte“ in Rom beheimatet das ungewöhnliche Museum.

Das gilt offenbar selbst für Geistliche. Schwarz haben sich die Abdrücke der Hände von Pater Panzini, dem Abt der Olivetaner von Mantua, am 1. November 1731 auf einem Holztischchen eingebrannt. Selbst nach fast 300 Jahren kann man noch genau erkennen, wo die Hand fester oder weniger fest aufdrückte. Dann aber stutzen wir: Warum lassen sich seine Handabdrücke auch auf dem Ärmel und dem Hemd der ehrwürdigen Mutter Isabella Fornari, Äbtissin der Klarissen von Mantua, in aller Deutlichkeit erkennen? Darüber schweigt sich das Merkblatt der Kirche aus.

Niemand weiß, wie lange das Fegefeuer dauert. Sind es Jahrzehnte, Jahrhunderte, gar Jahrtausende? Weder die Bibel noch Schriften liefern genaue Angaben, schließlich bewegen wir uns in Dimensionen der Ewigkeit. Ausgerechnet hier in diesem Raum aber findet sich zu dieser Frage eine spannende Spur. Das Leinentuch in der Vitrine wirkt für den ahnungslosen Betrachter zu heiß gebügelt, die wahre Bewandnis aber ist in einem Bericht im Archiv des Klosters der Klarissen vom Kinde Jesu in Bastia nachzulesen: Es handelt sich um den Brandabdruck eines Fingers der Ehrwürdigen Schwester Maria vom Heiligen Aloysius von Gonzaga aus der Nacht des 5. Juni 1894. Zwei Jahre hatte sie schwer krank darnieder gelegen, brustleidend und mit schwerem Fieber, Husten und Asthma. Von Verzweiflung heimgesucht, wünschte sie, sofort zu sterben. Doch erst einige

Tage später trat ihr Tod ein. Noch in selbiger Nacht erschien sie einer anderen Nonne und erklärte ihr, dass sie sich im Fegefeuer befinde, wo sie wegen ihrer Ungeduld mit dem Willen Gottes 20 Tage büßen müsse.

Vom Licht umstrahlt

Andere leiden offensichtlich länger. Das Messbuch ist uralt und vom vielen Beten abgegriffen. Die Seite 279 ist aufgeschlagen, dort heißt es passend: „Vergib den Seelen deiner Diener ihre Fehlritte, reinige sie von ihren Unvollkommenheiten, und lass ihnen die verdienten Strafen nach.“ Quer über die Buchseite sind vier runde braune Brandflecken verteilt, links daneben ein größerer – zweifellos ein Handabdruck! Er stammt von einer Gestalt, die Margherita Demmerlé aus der Pfarrei Ellinghen nachts in ihrem Hause erschien. Traurig stöhnend stand sie auf der Treppe. „Ich bin deine Schwiegermutter, die vor 30 Jahren bei einer Entbindung starb. Mache eine Wallfahrt zum Heiligtum Unserer Lieben Frau von Marienthal und lass dort zwei heilige Messen für mich zelebrieren.“ Margherita Demmerlé erfüllte ihr diesen Wunsch. Nach der Wallfahrt erschien die Verstorbene erneut und berichtete von ihrer Befreiung aus dem Fegefeuer. Als Beweis hinterließ sie die Brandspuren im Buch, anschließend verschwand sie, von Licht umstrahlt, für immer.

Nur wenige Menschen finden den Weg in diesen dämmrigen Raum, dabei gehören

Rom und Fegefeuer eng zusammen: Der Bau des Petersdoms, nur 15 Gehminuten entfernt, wurde finanziert durch den Verkauf von Ablässen, die die Zeit im Fegefeuer verkürzen sollten. Der Kirchenführer bezeichnet die Exponate als „Museo del Purgatorio“, doch einige Besucher sehen darin mehr als ein Museum. Für sie öffnet sich in dieser Kammer die Pforte zum Jenseits ein kleines Stück. Ein älterer Herr liest sorgfältig die Erklärungen im Merkblatt, seine grauen Haare scheinen sich zu sträuben, während er die Objekte ernst und auch ein wenig ängstlich betrachtet. Einem leichten Grusel kann sich hier niemand entziehen. Die zwei Nonnen in weißem Habit wirken neugierig und entdeckungsfreudig. Die Jüngere liest vor und zeigt mit ausgestrecktem Arm auf die entsprechenden Objekte. Beide stoßen Rufe der Begeisterung aus, die Ältere faltet ergriffen die Hände. Die Ausstellung bestätigt und festigt ihren Glauben. Und selbst der Zweifler fasst insgeheim einen Vorsatz: in Zukunft doch lieber etwas frömmere zu leben. ◀

INFORMATIONEN:

„Museo delle Anime del Purgatorio“, Chiesa del sacro cuore del suffragio, Lungotevere Prati 12, Rom, Telefon: +39 06 68806517, Öffnungszeiten: 7.30–11.00 Uhr und 16.00–19.00 Uhr, Eintritt frei, Spende wird erwartet.

Unter Spannung

Ökumene: Was eint die großen christlichen Kirchen noch bei ethisch-moralischen Themen?

FRANZISKA HEIN

Kurz vor der Sommerpause sorgte eine Ankündigung der Evangelischen Kirche in Deutschland für ökumenische Irritationen: Nach 30 Jahren will sie 2025 aus der „Woche für das Leben“ aussteigen. Die Initiative, die sich für den Schutz in allen Phasen des Lebens einsetzt, wurde 1991 als Aktionswoche von katholischen Laien und Bischöfen gegründet, 1994 kam der Rat der EKD dazu.

Der recht abrupte Ausstieg ist symptomatisch für das unter Spannung stehende Feld ökumenischer Zusammenarbeit bei ethisch-moralischen Themen. In dieser Legislaturperiode stehen heikle Themen auf der politischen Agenda, die den Lebensschutz betreffen: Die Neuregelung der Suizidbeihilfe, die Reform des Abtreibungsparagrafen und die Überlegungen zu Leihmutterchaft und Eizellenspende. Alles Themen, die auch in das Spektrum der traditionell im April stattfindenden Aktionswoche passen.

In katholischen Kreisen war die Empörung über den EKD-Beschluss groß. Als Grund für den Ausstieg gab ein Sprecher an, die Woche habe zuletzt „nur noch partiell und regional unterschiedlich“ öffentlich Wirkung gezeigt. Eine Haltung, die auch innerhalb der evangelischen Kirche, die für ihren Meinungspluralismus bekannt ist, auf Ablehnung stieß. So will etwa der württembergische Landesbischof Ernst-Wilhelm Gohl das Format auf Landesebene fortsetzen.

Es hat sich etwas verändert im ökumenischen Balanceakt: Der Rat der EKD ist durch die zurückliegende Wahl 2021 jünger und weiblicher geworden. Das ist auch zu spüren, wenn manche Positionen überdacht und vorsichtig geöffnet werden – wie etwa die zur Sterbehilfe oder auch zum Thema Abtreibung.

Eindeutige ethische Positionierungen scheinen in der katholischen Kirche auf den

ersten Blick zwar leichter, weil die Lehre etwa zu Suizid oder Schwangerschaftsabbruch strikt ist. Auf den zweiten Blick ist durch den derzeit laufenden Reformdialog jedoch zu erkennen, dass ein Großteil des katholischen Fußvolks liberaleren Positionen zustrebt. Die Bischöfe jedoch bleiben auch wegen ihres Richtungsstreits oft bei den alten Positionen – ob aus Überzeugung oder Strategie.

Offenbar wurden die ökumenischen Verschiebungen auch in der Debatte über die Suizidassistenten: Während sich der Rat der EKD hinter keinen der beiden Gesetzesvorschläge positionierte, sprachen sich Bischofskonferenz und die Laien im Zentralkomitee der Katholiken für den strengerer der beiden Gesetzesvorschläge aus. In diesem

sollten eine Beratung und eine zusätzliche psychiatrische oder psychotherapeutische Begutachtung zur Bedingung für eine straffreie Abgabe todbringender Medikamente gemacht werden. Schließlich erreichte aber keiner der beiden Vorschläge die erforderliche Mehrheit.

Innerhalb der EKD gibt es seit 2020 eine Debatte über die Möglichkeit der Sterbehilfe in Einrichtungen der Diakonie, für die unter anderem der Diakonie-Präsident Ulrich Lilie, der hannoversche Landesbischof Ralf Meister und das EKD-Ratsmitglied Jacob Jousen argumentiert haben. Schon zu Beginn der Debatte hatte die katholische Kirche diese Möglichkeit für ihre Einrichtungen ausgeschlossen. Kongruent allerdings klangen die EKD-Ratsvorsitzende Annette Kurschus und der Vorsitzende der Bischofskonferenz Georg Bätzing in ihren Mahnungen, die Suizidassistenten dürfe in Deutschland für ältere und

kranke Menschen nicht zum Normalfall werden, aus dem Leben zu scheiden.

Bei einem weiteren Thema zeichnet sich eine ökumenische Disbalance ab: Derzeit berät eine Kommission des Bundes über die Reform des Paragrafen 218 im Strafgesetzbuch, nach dem eine Abtreibung nur straffrei bleibt, wenn die Schwangere zuvor eine Beratung in Anspruch genommen hat. Während etwa die SPD-Politikerin Kerstin Griese, EKD-Ratsmitglied, die Auffassung vertritt, das Strafrecht sei nicht der richtige

Ort, um Schwangerschaftskonflikte zu regeln, lehnt die Bischofskonferenz jegliche Änderung am Paragrafen ab.

In der Kommission ist die Institution Kirche nicht mal vertreten – und da liegt auch der Hase im Pfeffer. Mit der Medizinerin und früheren Ethikratsvorsitzenden Christiane Woopen berät immerhin eine prominente Vertreterin des Laienkatholizismus mit. Die EKD hatte öffentlich erklärt, man wolle in der Kommission gerne mitarbeiten. Dass dies nicht berücksichtigt wurde, spricht für den Relevanzverlust der kirchlichen Stimmen zu ethischen Themen. Nach den Regeln politischer Lobbyarbeit dürfte es wenig hilfreich sein, wenn die Kirchen sich auch nicht mehr auf eine Position einigen können, die sie in den öffentlichen Diskurs tragen.

Es scheint das Bild eines Bootes bei hohem Wellengang mit zwei Insassen auf: Wenn sich der eine zu weit hinauslehnt, muss der andere ausgleichen. Ungefährlich bleibt es nur, wenn beide in der Mitte des Bootes sitzen bleiben – übertragen auf die ethischen Debatten bedeutet das einen feinkalibrierten Balanceakt. ▽

Franziska Hein ist Redakteurin für Politik und Kirche beim Evangelischen Pressedienst (epd) in Frankfurt.



Foto: epd-bild/Heike Lyding

Es gibt einen Relevanzverlust der kirchlichen Stimmen zu ethischen Themen.

Überzogen

Martin Zöbele, Pfarrer in Pullach zu Sebastian Engelbrecht „Im Schatten des Unbewussten“ (zz 3/2023):

Hier nur ein kleiner Einspruch zu einem Einspruch, den ich gerade auf der Webseite der VELKD gelesen habe. Frank Hofmann übernimmt dort die Tendenz der Vorwürfe aus dem Artikel von Sebastian Engelbrecht in *zeitzeichen*. Und so weiß auch er mit erstaunlicher Bestimmtheit, dass der Kämmerer ein Jude war. Engelbrecht schreibt einfach mal: „Bekanntlich“ sei er das. Ich vermag das beim besten Willen im Text der Apostelgeschichte nicht zu erkennen, wie ich insgesamt seine Vorwürfe für wohlfeil und überzogen halte. Kritische Reflexion sieht anders aus.
Martin Zöbele

Unschärfe

Dr. Wolfgang Sommer, Professor em. für Kirchen- und Dogmengeschichte an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau, zu Gerbard Wegner „Die kleinbürgerliche Religion“ (zz 5/2023):

Historische Artikel auf knapp drei Seiten leiden naturgemäß an Unschärfe. Mit plakativen Klischees über Luthers Haltung im Bauernkrieg sowie zu den sozialen Problemen seiner Zeit werden nur die allseits virulenten sachfremden Polemiken gegen Luther und die evangelische Kirche bestärkt, aber nicht sachlich aufgeklärt. Über die Haltung Luthers zu den Bauern ist man heute in der Forschung weithin einig. Auch nichttheologische, marxistische Forscher haben sich von früheren Vorwürfen gegenüber Luther als „Bauernverräter“ oder „Fürstendiener“ distanziert. Insofern wirken Formulierungen wie „Abschlachten seiner gläubigen Anhänger“ deplatziert. Dass der lutherische Protestantismus seitdem „das Makel der Untertänigkeit unter die Obrigkeit“ trage, ist ein Klischee, das nicht zum Verständnis von damals und heute beiträgt. Auch für die Stellung der Reformation

zu den sozialen Problemen ihrer und der nachfolgenden Zeit ist es mit Schlagwörtern nicht getan. Luthers Grundeinsicht der Rechtfertigung des Menschen durch Gott allein aus Glauben machte den Einzelnen frei zum Dienst am Nächsten. Seine Ablehnung des Bettels und die Delegation der Armenfürsorge an die christliche Gemeinde und an die Obrigkeit bedeuteten keineswegs eine Verkümmern der Sozialfürsorge, wie zuweilen behauptet, sondern die unentwegte Forderung der Sozialverantwortung der Obrigkeit, also des Staates, ist ein wesentliches Element des lutherischen Christentums. Und zu dieser Wohlfahrtsverantwortung der Obrigkeit kam später in Pietismus und Aufklärung die zivilgesellschaftliche Ebene hinzu, die Selbsttätigkeit von Gemeinden und Verbänden, wie es eindrücklich bei August Hermann Francke und seinen Halleschen Anstalten wahrzunehmen ist.
Wolfgang Sommer

Klare Worte

Dr. Thomas Fraatz-Rosenfeld aus Bad Doberan zu Olaf Zimmermann „Nützlich wär's schon“ (zz 7/2023):

Endlich: Die klaren Worte des *zeitzeichen*-Herausgebers Olaf Zimmermann tun gut und können nur begrüßt werden, wobei der letzte Satz besonders wichtig ist: Tatsächlich sollte vor allem für die Kirchenmitglieder etwas getan werden, statt sich mit Allem und Jedem – Klima, Genderfragen, Kolonialismus – zu befassen. Besuche anlässlich der Familienfeste gehören ebenso dazu wie möglichst häufige Gemeindebriefe, Mailings, der „Kirchenkaffee“ nach dem Gottesdienst mit der Möglichkeit zum Gespräch, attraktive Veranstaltungen mit Kirchenbezug und vieles mehr. Schon eine gut gestaltete Homepage und ein inhaltsreicher Newsletter ziehen Menschen an. Seelsorge wird viel zu wenig erörtert, geschweige denn praktiziert – die sollte doch in einer angeblich gespaltenen Gesellschaft an vorderster Stelle stehen? Nicht zuletzt muss die Kinder- und Jugendarbeit mit aller Macht vorangetrieben werden.

Deren Wirkung auf die Mitgliederzahlen kann man bei Sportvereinen beobachten, aber auch bei Freikirchen.
Thomas Fraatz-Rosenfeld

Gottesbild

Christian Voß, Pastor i. R. aus Rostock, zu Leserbrief „Spitzfindig“ von Martin Glauert (zz 7/2023):

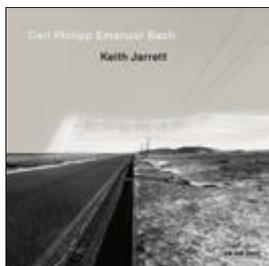
Beim Lesen des Leserbriefes war mein erster Gedanke: Das darf doch nicht wahr sein, dass das Gottesbild des Alten Testaments auch heute noch so verengend dargestellt wird als „eines meist zornigen und strafenden, zu fürchtenden Gottes“. Hat der Autor das Alte Testament wirklich gelesen und die „befreiende Gewissheit, dass Gott ... gnädig ... ist“ nicht wahrgenommen? Deutlicher als in Psalm 103,8, auch mit der Einschränkung „die ihn fürchten“ in V.11 und 13, oder in Psalm 130,4 ff. kann es doch nicht gesagt werden, wobei Gottesfurcht einen positiven Klang hat. Und viele Aussagen des Alten Testaments könnte man als Beleg nennen, nur dieses eine Beispiel: Im Kleinen Katechismus fehlt bei den Geboten der als Voraussetzung entscheidende Satz, gleichlautend in Exodus 20,2 und Deuteronomium 5,6. Wenn man gelten lässt, dass Jesus Jude war, dessen Bekenntnis das Sch'ma Jisrael war (Markus 12,29–31!) und der in vielen Passagen des Alten Testaments Evangelium herausgehört hat, musste er nichts „ersetzen“; er hat die Güte des Abba gelebt. Nicht nur die damaligen Glaubenshüter, sondern in vielem auch die sich entwickelnde christliche Theologie haben Jesus nicht verstanden.

Christian Voß

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.
leserbriefe@zeitzeichen.net

Flügelleicht

Keith Jarrett und der Bachsohn



Carl Philipp Emanuel Bach:
Keith Jarrett.
ECM new series
2790/91, 485
8495, 2023.

Das Klavierspiel Keith Jarretts ist ein Bekenntnis – oder eine Offenbarung. Entscheidend dafür ist wohl der Moment, in dem es einen ergreift. Offenbarend ist seine Interpretation des Wohltemperierten Klaviers (BWV 846–893) von Altmeister Johann Sebastian Bach (1685–1750) – eine der drei überzeitlich besonderen Einspielungen neben der erhaben durchformten von Mauricio Pollini und der mit Haut und Haar in Besitz nehmenden durch Glenn Gould. Bekenntnishaft hingegen hört sich diese Einspielung der Württembergischen Sonaten (Wq 49) von Carl Philipp Emanuel Bach (1714–1788) an – Bachs zweitem und am erfolgreichsten aus seinem Schatten tretenden Sohn. Keith Jarrett wäre nicht Keith Jarrett, würde er nicht auch hier ganz aus eigener Intention heraus agieren und die Musik als Material, nicht als Evangelium nutzen. Das heißt: Er überträgt die sechs Sonaten – eingespielt auf zwei CDs – auf sein Instrument: auf das Klavier.

Komponiert hat Carl Philipp Emanuel Bach diesen Zyklus für das Cembalo. Was darauf im Silber des Saitenspiels rasend schnell verklingt und dynamisch an seine Grenzen stößt, fasst im Klavier ganz anders Fuß. Hier lässt sich's tastenstreichelnd lieblosen, mit berserkerhafter Kraft zerreißen und verwehend auf die Weide der Zeit treiben, dass daraus ein neues Bild entsteht – ein ganzer Film, dem keine Farbe fremd ist. Dergestalt ist auch das Spiel Keith Jarretts – sei es als Jazzler solo oder im Wechselspiel mit allen Größen und Legenden der Zeit, mit denen er musiziert hat – oder im Rückzug auf die alte, die Bachsche Musik, die schon zwischen Vater Johann Sebastian und Sohn Carl Philipp Emanuel voller Gegensätze, aber da wie dort voller Erhabenheit und Schönheit ist in ihrer klingenden Weltsicht und Erkenntnisvielfalt. So lässt sich auch diese Aufnahme, die bereits aus

dem Jahr 1993 stammt, aber heuer, 2023, erstmals veröffentlicht wird, hören. Der junge Bach ist ein Bach, aber ein neuer. Ein Bach, der aus den Tiefen kontrapunktischer Strenge aufsteigt zum stetig sich ändernden Licht der Zeit, darin seiner selbst gewahr wird und diese Innenschau nach außen trägt – mal versponnen-versonnen, sich aufreibend im kunstvollen Gestalten der Welt und ihrer Fugen, mal temperamentvoll parlierend Berge versetzend und übermütig die Weite der Welt durchmessend wie Heidi die Bergwiesen. Das ist die Musik Keith Jarretts – und das ist sein Spiel im Ergreifen des Möglichen und Durchspielen aller seiner Facetten. Diesen Mut hat Carl Philipp Emanuel Bach in Auflehnung gegen das Korsett väterlicher kompositorischer Diktion bewiesen – und diesem Mut gibt Keith Jarrett sein Bekenntnis mit, indem er jeder musikalischen Nuance Raum lässt, ausspielt, was sich nach freiem Klang sehnt, und natürlicher Sehnsucht mit natürlichem Ausdruck begegnet, den die Zeit braucht.

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

Basstrommelnd

African Head Charges neuer Trip



African Head Charge:
A Trip To Bolgatanga.
(On U Sound/
Rough Trade
2023).

Der dumpfe Verweis droht ihm nicht: Statt Dreadlocks trägt Adrian Sherwood gesinnungspolizeilich ehrbare Glatze. Als kulturelles Aneignen krumm nehmen ließe sich dem Dub-Produzenten mit seinem Londoner On-U Sound-Label bloß, dass er das Genre seit den 1980er-Jahren prägt. Derlei Identitätsgehuber juckte die Dub-Formation African Head Charge damals so wenig wie heute. Mit „A Trip To Bolgatanga“, ihrem ersten neuen Album seit langem, kehren sie nun zu On-U zurück, mit ihm an den Reglern.

Doch der Reihe nach: Dub ist eine Art Reggae-Tuning. Die auf Einzelspuren zerlegten Songs werden mit Effekten frisiert –

Hall, Verzögerung, Samples. Als sitze man abends versonnen am See. Plötzlich steigt aus der Stille ein Vogelschwarm auf: Was zuerst erschreckt, wird Erregung, die man spirituell oder psychedelisch nennen mag. Tief, mild, berauschend. Und oft schimmert am Ende des Halls die Tür, die Erleichterung verheißt. African Head Charge bereicherten die frühe Bass Culture mit afrikanischen Beats, karibischen Rhythmen, experimentierten mit Techno und Free Jazz. Der kreative Output war groß, tanzbar immer. Percussionist Bonjo Iyabinghi Noab aus Nordghana, wo er zuletzt auch lebte und weiter Unentdecktes suchte, gehörte von Anfang an dazu und leitete auch die Aufnahmen zum Album. Ambient mit viel Drive, Neugier, Respekt, Begeisterung.

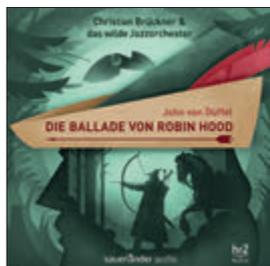
Dub ist hier Methode, nicht Stil. Unmittelbare Lieblinge unter den zehn Tracks sind dennoch Reggae-identifizierbar: „Passing Clouds“ mit herrlichem Bläsesatz, das mit Disko-Beat einsetzende „Accra Electronica“, das mit weich-warmer Klarinette, gedämpfter Trompete sachte zur anfliegenden Percussion ins Wiegen kippt, oder „Microdosing“ am Ende: ein rollendes Dub-Hochamt mit Vogelzwickern und zuckenden Effekten. Pures Bouncen. Hier ist sie wieder, die selige Tür am Ende des Halls, bloß erahnbar, aber glaubhaft. Das reicht. Und so viel zu entdecken, gleich zu Beginn in „A Bad Attitude“ mit King Ayisoba, einem der Besten aus Ghana an der Kologo, jener zweisaitigen, Banjo-ähnlichen Laute, der hier fast keckernd und dann, eher talking-mäßig, in „Never Regret A Day“ auch singt. Wechsel- und berückender Chorgesang kommt hinzu, intensive Spoken-Word-Parts wie im jede positive Psychologie in das Lachhafte drängenden „I'm A Winner“, das mit smartem „I conquer“-Rasta-Patois endet. Bei den Aufnahmen, dürfen wir annehmen, wurde auch herzlich gelacht. Flötenschwangere Dschungel-Geister-Reise eher düsterer Art ist „Push Me Pull You“, der Titeltrack, eine elegische Reise nach Bolgatanga in Nordost-Ghana mit den packenden Background-Vocals der von dort stammenden Akanuoé Angela.

Ein Album, das bei jedem Hören neue Seiten zeigt. Erstaunlich. Synkretismus findet allem Identitätspolitik-Furor zum Trotz statt, ist universal und nötig, wenn blind der Artilleriedonner Realität markiert. Sie auszuhalten hilft Dub von dieser Güte.

UDO FEIST

Furios

Neuerzählt: Robin Hood



John von Düffel:
Die Ballade von Robin Hood.
Argon Verlag,
Berlin 2022,
eine CD, 84
Minuten.

Die literarische Geschichte ist seit Jahrhunderten bekannt: Robin Hood treibt sein Unwesen im Sherwood Forest nahe Nottingham, bestiehlt die Reichen und schenkt seine Beute den Armen. Er tanzt mit seinem Sinn für soziale Gerechtigkeit den Herrschern auf der Nase herum. Das ist zumindest das Bild dieser literarischen Figur seit dem 16. Jahrhundert, zuvor galt er als gefährlicher Wegelagerer.

Für dieses furiose Erzählkonzert hat der Autor und Theaterdramaturg John von Düffel die Geschichte von Robin Hood und seinen Merry Men, den Gefährten um Little John, Bruder Tuck und Will Scarlett nach den Originalballaden „A Gest of Robyn“ neu nacherzählt. Der Schauspieler Christian Brückner tritt in kaum zu überbietender dramaturgischer Perfektion als Erzähler auf, während die Schauspielerin Caroline Lux gekonnt die Balladen und Moritate in dieser akustischen anderthalb Stunden dauernden Neuauflage der alten Geschichte präsentiert.

Völlig neu und eigens komponiert ist die Musik des wilden Jazzorchesters, die sich durch geschickte musikalische Übergänge gekonnt von dem historischen Handlungsstrang abhebt und die Hörerinnen und Hörer ins Heute zieht. Der musikalische Leiter Martin Auer setzt eigene Akzente und gewann damit zurecht in der Kategorie „Rundfunkproduktion des Jahres“ den Deutschen Jazzpreis 2023. Schallende Hörner, donnernde Pauken, eine feinfühlig Harfe, Flöten und Geigen interpretieren und inszenieren das Stück neu. Mal ruhig und gefühlvoll, mal rasend und fetzig. Sie geben dem spannungsgeladenen Erzählstoff eine zweite Ebene.

In seinem Abwechslungsreichtum und seiner Intensität ist ein Erzählkonzert für die ganze Familie entstanden, das leider schon nach 84 Minuten endet.

KATHRIN JÜTTE

Kaum bewältigt

Geschichte der Bundeswehr



Hauke Friederichs:
Spielball der Politik.
dtv Verlagsgesellschaft,
München 2023,
351 Seiten,
Euro 19,99.

Der etwas reißerische Buchtitel bringt es denn doch auf den Punkt: Die Armee eines demokratischen Staates hängt von politischen Entscheidungen ab und wird durch zivile Mandatsträger geführt. Denk-, aber kaum wünschbare Alternative wäre die Armee als „Staat im Staate“, wie die Reichswehr während der Weimarer Republik es verkörperte, als das militärische Führerkorps die verfassungsmäßige Ordnung verachtete, deren Feinden teilweise offen zuarbeitete und den Staat destabilisierte. Aus gutem Grund ordnet eine starke Demokratie sich ihre Streitkräfte unter, nicht nur in Deutschland.

Hauke Friederichs präsentiert „eine kleine Geschichte der Bundeswehr“, die bestimmt nicht dem entspricht, was eine Armeeführung als Festschrift herausgäbe. Strukturelle Defizite, Richtungsstreit, Fehlleistungen und Skandale, auch politisches und militärisches Führungsversagen werden anschaulich dargelegt. Eine effekt-haschende Skandalchronik ist dies dennoch nicht. Der Autor schildert die Geschichte der Bundeswehr mit so viel Verstand für Bedingungen und Zusammenhänge, dass Aufreger letztlich zu Anfragen an den Leser werden – soweit dieser sich als verantwortlicher Staatsbürger begreift. Die Bundeswehr entstand nach der moralischen, politischen und militärischen Katastrophe des Nationalsozialismus in mehrheitlich ablehnender Stimmung; sie wurde, wie Theodor Blank als erster Bonner Verteidigungsminister sagte, „in einem Staat mit einer kaum bewältigten Vergangenheit“ aufgebaut, „in einer jungen Demokratie, die um ihr Ansehen oft noch im eigenen Volk zu ringen“ hatte.

Das Konzept der Inneren Führung brach mit dem Kadavergehorsam der Wehrmacht und führte den deutschen Soldaten mental gen Westen, stellt(e) als ausgearbeitete Organisationsphilosophie aber weltweit ein Novum dar. Dass der zur Mitverantwortung verpflichtete „Staatsbürger in Uniform“ immer wieder grundsätzlich in Frage gestellt wurde, wird tiefenscharf referiert. Jüngere Vorgänge dieser Art, etwa der heftig pamphletisierende Band *Armee im Aufbruch* von 2014, dürften dabei stärker vorkommen. Vergebliche konservative Anläufe, die Bundeswehr als disziplinierende „Schule der Nation“ zu etablieren, stehen neben der real erfüllten Funktion der Nationalen Volksarmee der DDR, Jugend durch Zwang und Schikane gefügig zu machen. Erhellend ist der Abschnitt zur vergleichsweise resistenten Haltung der jungen Bundeswehr gegenüber NS-geprägten Altkadern, insbesondere aus der Waffen-SS. Unter dem Druck internationaler NATO-Verbindungen zeigte sich die umstrittene Armee weniger nazi-belastet als andere Institutionen der neuen Westrepublik.

Aus dem kirchlichen Spektrum werden Martin Niemöller und Margot Käßmann erwähnt. Die nationalprotestantische Prägung des alten U-Boot-Kapitäns verdiente freilich mehr kritisches Hinsehen, zumal sich an seiner Person und deren Ausstrahlung die historische Genese und moralische Aporie des deutschen „Nationalpazifismus“ analysieren ließen. Die Militärseelsorge ist dem Verfasser keine Erwähnung wert, obwohl ihr globaler Sonderstatus doch auch deutsche Gesellschaftsgeschichte spiegelt.

Den profunden Anmerkungen Friederichs zum gescheiterten Afghanistaneinsatz ist eine große Leserschaft zu wünschen. Welcher Zwiespalt zwischen wiederholter parlamentarischer Absegnung der riskanten Auslandsmission und allgemeinem Desinteresse bestanden hat, wird hier augenfällig. Nach Abklingen der „Zeitenwende“-Rhetorik des Frühjahrs 2022 scheint die Anteilnahme der Deutschen an ihrem Militär wieder zu erlahmen. Dieses Buch, das keine steile These vertritt, sondern im Wesentlichen schlicht informiert, sollte dort gelesen werden, wo man über Krieg und Frieden sinniert und debattiert, also auch in kirchlichen Zirkeln. Und generell stünde Staatsbürgern gut an, die Geschichte ihrer Armee zu kennen.

KLAUS BECKMANN

Auf leichten Sohlen

Religion in der Spätmoderne



Kristian Fechtner:
Mild religiös.
Kohlhammer Verlag,
Stuttgart 2023,
183 Seiten,
Euro 29,-.

Wohin geht die Religion, wenn sie aus der Kirche auswandert? Auf diese Frage wird gegenwärtig so vielfältig wie kontrovers geantwortet. Die Religion verschwindet auf Nimmerwiedersehen aus der modernen Gesellschaft – so sagt es die traditionelle Säkularisierungsthese. Die Religion sucht sich eine neue Heimat in verbindlicher Tradition und Gemeinschaft – so sagen es diejenigen, die ein freikirchliches Modell für die Zukunft von Kirche propagieren. Die Religion verschwindet im Nebel privater Lebensgestaltung – so sagt es die Individualisierungsthese.

Religion wartet darauf, von uns an unerwarteten Orten entdeckt zu werden – so sagt es Kristian Fechtner, Professor für Praktische Theologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in seinem Buch *Mild religiös*. Er selbst verortet sich dabei in einer „in religiösen Dingen weitherzigen Praktischen Theologie“. Diese Weitherzigkeit versetzt den Autor in Bewegung. Er diktiert nicht, was Religion ist oder sein soll, sondern er begibt sich auf eine Spurensuche, ein Flanieren in einem erst zu entdeckenden Land des Religiösen.

Dabei leitet den Autor durchaus ein Kompass, dessen Koordinaten er so formuliert: „Die Biografie der Einzelnen bildet unter spätmodernen Bedingungen denjenigen Erfahrungs- und Deutungshorizont, innerhalb dessen sich Religion zeigt, artikuliert und auch plausibilisiert.“

Das klingt nun zunächst einmal sehr abstrakt und auch nicht neu. Und so lässt der Flaneur seinen Kompass, um den er

gleichwohl immer weiß, in der Tasche und macht sich auf den Weg. In mehreren Touren durchstreift er sein Gelände. Er begibt sich auf „Spurensuche im Feld des unauffälligen Christentums“. Der Flaneur kommt dabei immer wieder ins nachdenkliche Stolpern. Ist es – um nur ein Beispiel zu nennen – ein Gebet, wenn jemand dem Freund, der soeben von einer Krebserkrankung erfahren hat, in einer WhatsApp-Nachricht nach einigem Zögern doch den Schlusssatz schreibt: „Der Himmel möge ein Auge auf Dich haben.“? Wir wissen, dass am Kinderbett dessen, der dies schreibt, die Oma immer den Satz sprach: „Vater, lass die Augen dein über meinem Bette sein.“ Ist die WhatsApp-Nachricht ein lebensgeschichtlicher Nachhall dieses Gebetes am Kinderbett?

Der Flaneur gibt darauf nicht sofort eine Antwort, sondern schreitet sinnend weiter. Sein Weg führt ihn dabei ins Reich der Begriffe: Wie verhält sich der traditionelle Begriff der Frömmigkeit zur heutigen Rede von Spiritualität? Und angesichts der Vielfalt des Betens – an dieser Frömmigkeitspraxis ist unser Flaneur besonders interessiert – merkt er, dass diese beiden Begriffe nicht trennscharf voneinander abzugrenzen sind, sondern ineinander überfließen.

Ab und zu stößt unser Flaneur mit seinen Beinen an. Er merkt, dass im Reich der postmodernen Religiosität nicht allein die innere Einstellung, das „Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit“ (um es jetzt mal ganz traditionell schleiermacherisch zu sagen) am Werk ist, sondern dass Religion es immer mit Dingen, Orten und Zeiten zu tun hat: Engelfiguren, Kerzen, Unfallkreuze, Weihnachtsfrömmigkeit, und (österliches?) Naturerleben, Pilgern, Fasten, Yoga ... All das nimmt unser Flaneur in Augenschein und denkt sich: Religion kommt nicht nur aus den Menschen selbst, sondern die Menschen ihrerseits werden von außen her religiös gestimmt.

Am Ende sinniert unser Flaneur, was das denn alles (noch) mit der verfassten Kirche zu tun haben möge. Und er stellt fest: sehr viel. Mögen die Menschen auch in Distanz zur Kirche leben: Traditionselemente, Ortserfahrungen, Zeitstrukturen – in all dem überschneidet sich verfasstes Kirchtum einschließlich der damit verbundenen Theologien mit der individuell gelebten postmodernen Frömmigkeit. Was dies für die Zukunft

der Kirche und der Kirchenmitgliedschaft bedeutet – diese Frage überlässt der Flaneur uns, die wir ihn als Leserinnen und Leser auf seinem Weg begleitet haben.

ALBRECHT GRÖZINGER

Nichts Neues

Friedensethischer Diskurs



Volker Gerhardt/
Rochus Leonhardt/
Johannes Wischmeyer:
**Friedensethik
in Kriegszeiten.**
Evangelische
Verlagsanstalt,
Leipzig 2023,
184 Seiten,
Euro 24,-.

Die Intention des ersten Textes von Rochus Leonhardt „Die Friedensethik Martin Luthers“ ist klar: Es soll verdeutlicht werden, dass das Recht auf Selbstverteidigung und die Pflicht zur Nothilfe systematisch in die reformatorische Theologie eingeschrieben sind. Zugrunde liegen Luthers Unterscheidung der Regimente und die Begrenzung der legitimen Gründe der Lehre vom gerechten Krieg für die Anwendung militärischer Kriegsgewalt auf die Selbstverteidigung beziehungsweise Nothilfe. Allerdings ist dies nicht neu. Schon 2007 hat Volker Stümke mit seiner Studie „Das Friedensverständnis Martin Luthers“ das Wesentliche gesagt. Leonhardt erwähnt diese Arbeit zwar, bezieht sich aber nicht auf sie. Auch die neuere internationale Forschung findet keine Berücksichtigung. Dabei wäre doch mit Svend Andersens „Macht aus Liebe. Zur Rekonstruktion einer lutherischen politischen Ethik“ die neuere skandinavische Forschung leicht zugänglich. Es steht außer Zweifel, dass der Verfasser reiches historisches Material präsentiert, insbesondere auch in Auseinandersetzung mit Erasmus. Allerdings ist nicht so recht erkennbar, was dies zur aktuellen Fragestellung Neues beiträgt, zumal der Autor einiges schon an anderer Stelle publiziert hat.

Von der Gründung an

Wilfried von Bredow:

Die Bundeswehr. BeBra Verlag, Berlin 2023, 240 Seiten, Euro 28,-.

Seit ihrer Gründung in den 1950er-Jahren wurde die Bundeswehr mehrfach gründlich reformiert. Sie umfasst heute etwas mehr als 180 000 Soldaten und Soldatinnen, die seit 2000 mit dabei sind. Der Politikwissenschaftler Wilfried von Bredow beschreibt die Geschichte seit der Gründung und benennt vier Zäsuren: die Anfangsjahre, 1990 mit Ende des Ost-West-Konflikts, die Erneuerung durch die Auslandseinsätze sowie die Welt von heute, mit den Auseinandersetzungen zwischen den westlichen Demokratien und autokratischen Großmächten. Sehr informativ, strukturiert und gut lesbar.

Gegen Frauenfeindlichkeit

Chaim Noll: Höre auf ihre Stimme. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2023, 336 Seiten, Euro 22,-.

Er hat in seinem Wohnort die Landschaften und Schauplätze der biblischen Geschichten immer vor Augen. Der deutschsprachige Schriftsteller Chaim Noll lebt in der Wüste Negev, in einem kleinen Ort zwischen Beer Sheva und Hebron. In seinem neuen Buch widmet er sich den Frauen in den biblischen Geschichten. „Kulturhistorisch gesehen war es die Bibel, die das Bemühen um die Befreiung der Frau – symbolisch für die Befreiung aller unfreien Menschen – in Bewegung gesetzt hat“, schreibt der religiöse Jude in seinem Ausblick.

Neuaufgabe

Kurt Marti: Die Riesin.

Wallstein Verlag, Göttingen 2023, 164 Seiten, Euro 22,-.

Der in Bern geborene Kurt Marti (1921–2017) wurde nach dem Theologiestudium in Basel bei Karl Barth Pfarrer in Niederlenz bei Lenzburg, später dann an der Nydeggkirche in Bern. Neben theologischen Texten veröffentlichte er auch literarische Werke. Mit dieser Neuausgabe legt der Göttinger Wallstein Verlag nun Martis erstmals 1975 erschienenen Roman vor. Die beiden Wissenschaftler Stefanie Leuenberger und Andreas Mauz, die den Band editiert haben, beschreiben in einem umfangreichen Nachwort die Rezeption des Textes, Martis Bemerkungen zu seinem Roman und welche Rolle dieser in Martis Prosa einnimmt. Sie veröffentlichen den Text erstmals in der Fassung letzter Hand.

Ähnlich verhält es sich mit der zweiten Studie des Bandes von Volker Gerhardt „Das Neue in Kants Theorie des Friedens“. Zu der darin traktierten Schrift „Zum ewigen Frieden“ hat der Autor gerade die zweite Auflage einer Monografie vorgelegt. Gerhardts Pointe liegt darin, dass er die Friedensschrift durch die später erschienene Rechtslehre ergänzt und so zeigen kann, dass Kant kein pazifistisches Programm verfolgt. Denn Kant postuliert das Recht zur Selbstverteidigung und Nothilfe für den Fall, dass die Verrechtlichung von Konflikten scheitert. Dies ist angesichts der verengten Kant-Rezeption der Heidelberger Schule und des Programms „Frieden durch Recht“, welches der (noch) aktuellen EKD-Denkschrift eingeschrieben ist, eine heilsame Erinnerung.

Der letzte Text von Johannes Wischmeyer versucht, die friedensethische Debatte seit der Synode 2019 angesichts der russischen Offensive in der Ukraine im Februar 2022 zu strukturieren. Irritierend ist, dass sein Zuständigkeitsbereich im EKD-Kirchenamt dieses Themenfeld gar nicht umfasst. Bei diesem Beitrag stellt sich die Frage nach der Auswahl der Referenztexte. Bei den fachwissenschaftlichen Beiträgen ist die Auswahl nicht nachvollziehbar. Bei den Online-Beiträgen kommen überproportional solche vor, die in der Online-Ausgabe dieser Zeitschrift publiziert wurden. Bei den printmedialen Interventionen sind es vor allem solche aus der FAZ, ohne dass dies begründet wird. Deutlich wird das Anliegen, dass die evangelische Kirche die Realität des Krieges ernst nehmen und ihre bisherige Position überdenken müsse. Dabei wird die öffentliche Aufgabe der Kirche betont. In dem Text finden sich wichtige Gedanken, zugleich fehlt eine angemessene Einordnung in den weiteren friedensethischen Diskurs.

Die Beiträge des Bandes sind in sich gelungen und bieten substanzielle Resultate. Für die aktuelle friedensethische Debatte – und das ist ja der Anspruch – lässt sich allerdings nur begrenzter Mehrwert erkennen. Dies ist vielleicht auch nicht ganz überraschend, hat sich doch keiner der Autoren (sic!) vorher intensiver mit dieser beschäftigt, was man den Beiträgen auch anmerkt. Es bleibt die Vermutung, dass schnell ein Band auf dem Printmarkt platziert werden sollte. Dies setzt eine

Folge mehrerer qualitativ sehr disparater Bände im Bereich Friedensethik desselben Verlages fort, die allerdings außerhalb einer Reihe, also auch ohne Begutachtung, wohl in der Hoffnung auf Aktualität publiziert wurden. Diese werden auch in dem vorliegenden Band beworben. Verlegerische Qualität geht anders.

MICHAEL HASPEL

Beispielgebend

Neues zur Religionsdidaktik



Friedrich Schweitzer/
Fahimah Ulfat:
**Dialogisch
– kooperativ –
elementarisiert.**
Verlag
Vandenhoeck
& Ruprecht,
Göttingen 2022,
317 Seiten,
Euro 39,-.

Dieses Buch ist ein Meilenstein interreligiöser religionspädagogischer Kooperation. Zwar gibt es inzwischen eine Reihe dialogischer Veröffentlichungen, in denen Autorinnen und Autoren aus den verschiedenen Religionen authentisch zu zentralen Fragen von Theologie und Pädagogik Stellung nehmen. Aber dieses Werk wurde gemeinsam verfasst, wobei das je besondere Profil von Friedrich Schweitzer als prominentem evangelischem Religionspädagogen und Fahimah Ulfat als Professorin für islamische Religionspädagogik immer wieder sichtbar wird.

Beide arbeiten an der Universität Tübingen zusammen mit dem katholischen Religionspädagogen Reinhold Boschki, der auch am Werden dieses Buches beteiligt ist. Hinsichtlich des jüdischen Religionsunterrichts gibt es einen Kommentar von Asher J. Mattern vom Tübinger Institut für Ökumenische und Interreligiöse Forschung.

„Dialogisch – kooperativ – elementarisiert“: Diese Stichworte sind Programm. Alle Kapitel des Buches sind dialogisch

durchstrukturiert, eine inzwischen erfahrungsgesättigte Zusammenarbeit bewährt sich, und Elementarisierung ist nicht nur ein pädagogisches Programm für die Herausarbeitung elementarer Strukturen, sondern zeigt sich auch in der klaren und gut lesbaren Diktion.

In vier Teilen werden Grundfragen der Religionsdidaktik erörtert, der Dialog auf zentrale Unterrichtsthemen bezogen, die Möglichkeiten interreligiös-kooperativen Lernens erschlossen und schließlich die interreligiöse Kooperation in der Ausbildung reflektiert.

Der erste Teil blickt auf die religiöse Situation der Gegenwart mit den Tendenzen zur Säkularisierung, Individualisierung und Pluralisierung als Grundherausforderungen für religiöse Bildung, mit differenzierender Sichtweise für die Entwicklung in den Kirchen und in der muslimischen Community. Es werden Grundbegriffe der Religionsdidaktik als Fachdidaktik geklärt, die Geschichte der christlichen und der noch ganz im Aufbau begriffenen islamischen Religionsdidaktik in wichtigen Grundzügen umrissen und der rechtliche Rahmen für den in Deutschland grundgesetzlich gesicherten Religionsunterricht beschrieben.

Im Blick auf die in Deutschland praktizierten und diskutierten Modelle von konfessionellem Religionsunterricht, Ethikunterricht mit religionskundlichen Anteilen und dem dialogischen „Religionsunterricht für alle“ (Hamburg) plädieren Schweitzer und Ulfat für eine Weiterentwicklung des konfessionsbezogenen Religionsunterrichts in Richtung Kooperation. Wichtig ist ihnen, die Situation der Schülerinnen und Schüler, ihre Prägungen und Erwartungen ernst zu nehmen. Sie greifen die empirischen Befunde, die dringend der Erweiterung bedürfen, auf und erkennen eine Pluralität an Erfahrungen und Einstellungen, ohne deren Wahrnehmung ein Unterricht, der die Religionen als geschlossene Systeme darbietet, ins Leere gehen muss. Die Kompetenzen, die sie beschreiben, sind durchgängig an den Situationen und der Identitätsentwicklung der Schülerinnen und Schüler orientiert.

Spannend ist, wie im zweiten Teil zentrale Unterrichtsthemen – von der Gottesfrage über Heilige Schriften, Jesus und Mohammed, Religionen bis hin zu Krieg und Frieden – erörtert werden, problem-

orientiert, nicht harmonisierend, durchgängig so, dass ein Miteinander- und Voneinander-Lernen erkennbar wird, mit kurzen, persönlich gefärbten eingestreuten Dialogen. Manchmal würde man sich hier Vertiefungen wünschen, etwa bei der Schöpfungstheologie hinsichtlich der die Religionen verbindenden Verantwortung des Menschen oder bei den religiösen Festen hinsichtlich deren tiefgreifender theologisch-existentialer Dimensionen (Weihnachten – Menschwerdung Gottes; Ramadan – die soziale und weltweite gemeinschaftliche Erfahrung ...). Hier wird manches erst angedeutet, aber wichtige Grundlinien für den theologisch-religionspädagogischen Dialog werden skizziert.

Wie interreligiös-kooperatives Lernen im Religionsunterricht und in der Ausbildung der Lehrkräfte aussehen kann, beschreiben Schweitzer und Ulfat mit vielen Anregungen und bereits erprobten Beispielen, wobei sie an den strukturell und personell begrenzten Möglichkeiten im schulischen Bereich nicht vorbeigehen.

Insgesamt stellt dieses Buch ein Zeugnis interreligiösen Lernens und Lehrens dar, wie es für die Zukunft der Religionsbegegnung beispielgebend ist.

JOHANNES LÄHNEMANN

Breites Angebot

Wie erreicht 't Hart sein Publikum?



Christina Bickel:
**Religion
im Werk
von Maarten
't Hart.**
Evangelische
Verlagsanstalt,
Leipzig 2022,
321 Seiten,
Euro 88,-

Wer Literatur liebt, kennt ihn: Maarten 't Hart, gelernter Calvinist, der das Halseisen dieser religiösen Verbotreligion aufgebrochen hat, der sich durch Wissenschaft desinfizierte, tief

Bach unterwegs

Matthias Gretzschel: **Auf den Spuren von Johann Sebastian Bach.** Ellert & Richter Verlag, Hamburg 2023, 208 Seiten, Euro 20,-.

Auf eine kleine Reise durch das Leben Johann Sebastian Bachs nimmt der Theologe und Journalist Matthias Gretzschel seine Leserschaft mit. Dabei geht er chronologisch vor, startet im thüringischen Wechmar, liefert neben einer Zeittafel auch einen Überblick über die wichtigsten Bachstätten und bietet darin auch Hinweise und Tipps zu Führungen und Andachten sowie Fotos der einzelnen Orte. Überdies ist der Reise- und Lebensführer mit reizvollen historischen und aktuellen Fotos der Landschaften, historischen Stätten und Kirchen mit imposanten Orgeln versehen.

Die kleine Form

J. M. A. Biesheuvel: **Reise durch mein Zimmer.** Verlag Faber & Faber, Leipzig 2022, 120 Seiten, Euro 20,-.

„Die Verlorenheit des Menschen in einer immer wieder aufs Neue wahnsinnigen Welt, sein Drang hinaus ‚ins Offene‘, ... das alles mit einer feinen Prise Wehmut und Ironie gewürzt zu präsentieren“, so beschreibt der Übersetzer Ulrich Faure das Werk des niederländischen Schriftstellers Maarten Biesheuvel (1939–2020). Vier seiner Texte sind nun in einem Band auf Deutsch erschienen. In ihnen begegnet die Leserin Figuren wie Biesheuvels Vater oder seiner fürsorgenden Ehefrau Eva; sie geben Einblicke in das Leben und die Gefühlswelt des Meisters der kleinen Form. Mit famosen Bleistiftzeichnungen illustriert hat sie Peter K. Kirchhof.

Zukunftsraum Kirche

Emilia Handke/Kristin Jahn (Hg.): **Risse und Glanz.** E. Reinhold Verlag, Altenburg 2022, 107 Seiten, Euro 15,90.

Es ist ein Tagungsband über die Situation der Kirche der besonderen Art, typografisch und layouterisch sehr ansprechend im Detail gestaltet, und auch inhaltlich: mit wissenschaftlichen Beiträgen und Beispielen aus der Praxis, wie „Gründonnerstag und Ostern anders gedacht“, „Wie Kirchenmusik zu Helene-Fischer-Fans kommen könnte“, oder mit einem Projekt, das Einsamkeit lindert. Inhaltlich bleiben die Texte nicht bei der Diagnose der gegenwärtigen Kirche stehen, sondern zeigen neue Handlungsimpulse auf. Äußerst belebend und anregend.

verwurzelte Erfahrungen in vielen Romanen überschrieb und umschrieb, sich in die Musik flüchtete, weil er bis heute dort eine starke vertikale Resonanz verspürt. Er liebt das Verkleidungsspiel, kann sich aber auch ganz ungeschützt, unterfüttert mit viel Selbstironie, ausstellen: „Für diese Menschen ist der Calvinismus erfunden worden, diese Männer mit schmalen Lippen, mit Schweinsäuglein und rot-fleckigen Wangen, mit Gesichtern wie dem meinen, und gerade das macht es so schlimm.“ (*Ein Schwarm Regenbrachvögel*)

Im deutschsprachigen Raum ist der inzwischen sehr kräftig renovierte Calvinismus allerdings nur eine Minderheitsveranstaltung, umso erstaunlicher sind die bleibend hohen Verkaufszahlen der Romane. Maarten 't Hart schreibt keine Nischenliteratur. Woher also resultiert dieser Erfolg? Religion bietet in der Lebenswelt bleibend ein Angebot für die Kontingenzbewältigungspraxis bezogen auf den Anfang und das Ende menschlichen Lebens, auf Krisen und unverhofftes Glück.

Existenziell kann man sich dazu indifferent, euphorisch zustimmend, religionsnah oder wütend und gelassen bestreitend verhalten. Und das zeigt die formidable Monografie von Christina Bickel. Maarten 't Hart unterbreitet in seinen Romanen Angebote zur spielerischen Identifizierung für alle genannten Gruppen. Maarten 't Harts Belletristik ist nicht einfach nur religiös grundiert: „'t Harts Romane und Erzählungen bieten durch offene Wirkstrukturen ein weites, jedoch nicht beliebiges Feld an unterschiedlichen Deutungsangeboten religiöser Art – sei es religionsaffin, religiös, religiös indifferent, religionskritisch, nicht-religiös.“

Die große Stärke dieser angezeigten Monografie besteht darin, dass Bickel in ihren narratologischen Analysen, die alle Autorinnen und Autoren von Rang zum Thema auftreten lässt, die Poetik von 't Harts Romanen offenlegt. Bickel zeigt die auf Wirkung zielende Produktionsästhetik, die vielen Rezipienten viel Freiheit ermöglicht, um mitzuspielen. Sie schließt damit im Umweg über die Exegese von Romanen auch die große Lücke im Umgang mit biblischen narrativen Texten, nämlich zu zeigen, wie sie poetologisch gebaut sind, um bei ganz unterschiedlichen Lesemilieus Resonanz zu erzeugen. Nur schlüssig, schlägt sie abschließend einen Bogen, um

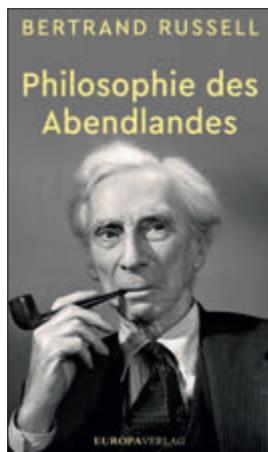
im Anschluss an die feinsinnige Homiletik von Albrecht Grözinger den Mehrwert für die Praktische Theologie zu verbuchen.

Eine inspirierende Monografie, welcher der sagenhafte Verkaufspreis leider eine erdschwere Fußfessel anlegt.

KLAAS HUIZING

Unverstand

Werk in Sonderausgabe



Bertrand Russell:
Philosophie des Abendlandes.
Europa Verlag,
München 2023,
856 Seiten,
Euro 36,-.

Bertrand Russell war einer der bedeutendsten Philosophen des 20. Jahrhunderts. Er ist kein rein akademischer „Katheders-Philosoph“ gewesen. Vielmehr zählt er zu den unangepassten, geradezu subversiven Intellektuellen wie Thomas Paine, Ludwig Feuerbach – die seine Vorbilder waren –, Leo Tolstoj oder heutzutage Noam Chomsky, die über die Zeiten hinweg allgemein von sich reden machen, gerade weil sie sich häufig mit dem politischen und religiösen Establishment angelegt haben.

Nie haben sie sich einschüchtern oder überreden lassen, von ihren oft unbequemen Ansichten abzurücken oder einfach zu schweigen. Vom gesunden Menschenverstand öffentlich Gebrauch zu machen, die Freiheit des Denkens in Büchern, Vorträgen und Interviews allgemein verständlich zu demonstrieren und radikale politische Konsequenzen einzufordern, ist für sie alle ein Gebot intellektueller Redlichkeit gewesen. Russell wurde 1872 geboren, noch zu Lebzeiten Feuerbachs, der vier Monate später starb. 2022 wurde mithin nicht nur des Letzteren 150. Todestag begangen, sondern auch Russells 150. Geburtstag.

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

- Dr. Martin Bauschke
Religionswissenschaftler und Theologe, Berlin
- Dr. Klaus Beckmann
Schulpfarrer, Ludwigshafen
- Wilfried von Bredow
Professor em. für Politikwissenschaft, Marburg
- Klaus-Martin Bresgott
Germanist, Kunsthistoriker und Musiker, Berlin
- Dr. Heiner Bröckermann
Leiter des Projekts Grundlagen am Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaft der Bundeswehr, Potsdam
- Udo Feist
Autor, Dortmund
- Dr. Johannes Fischer
Professor em. für Theologie, Zwingenberg
- Dr. Manfred Gailus
Apl. Professor für Neuere Geschichte an der TU Berlin
- Martin Glauert
Arzt und Theologe, Kassel
- Dr. Albrecht Grözinger
Ordinarius emeritus für Praktische Theologie Universität Basel
- Dr. Michael Haspel
Professor für Systematische Theologie an der Universität Erfurt
- Franziska Hein
Redakteurin beim epd, Frankfurt/Main
- Dr. Dr. Klaas Huizing
Professor für Systematische Theologie an der Universität Würzburg
- Ilse Junkermann
Leiterin der Forschungsstelle „Kirchliche Praxis in der DDR“, Leipzig
- Dr. Isolde Karle
Professorin für Praktische Theologie an der Universität Bochum
- Dr. Bastian König
Vikar an der Apostel- und Markus-Gemeinde Hannover
- Dr. Ulrich H. J. Körtner
Professor für Systematische Theologie an der Universität Wien
- Dr. Johannes Lähnemann
Professor em. für Religionspädagogik an der Universität Erlangen-Nürnberg
- Dorothee Löhr
Pfarrerin, Mannheim
- Roland Mörchen
Autor, Hildesheim
- Panti Filibus Musa
Lutherischer Erzbischof in Nigeria und Präsident des Lutherischen Weltbunds
- Dr. Sönke Neitzel
Professor für Militärgeschichte an der Universität Potsdam
- Dr. Eberhard Pausch
Pfarrer und Studienleiter an der Evangelischen Akademie Frankfurt/Main
- Dr. Niklas Peuckmann
Wissenschaftlicher Mitarbeiter für Praktische Theologie an der Universität Bochum
- Dr. Peter Szyntka
Professor für Sozialarbeitswissenschaft an der Hochschule Hannover
- Dr. Liane Wobbe
Religionswissenschaftlerin und Indologin, Berlin
- Olaf Zimmermann
Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates, Berlin

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Ilse Junkermann, Leipzig
Isolde Karle, Bochum
Annette Kurschus, Bielefeld
Ulrich Lilie, Berlin
Bettina Limperg, Karlsruhe
Ralf Meister, Hannover
Friederike Nüssel, Heidelberg
Christiane Tietz, Zürich
Friedhelm Wachs, Leipzig
Michael Weinrich, Bochum
Olaf Zimmermann, Berlin

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Hollwedel
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Tel. 030/310 01 13 00, Fax 030/310 01 18 00
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin),
Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing
(Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),
Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates: Ulrich Heckel

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Anzeigen: m-public (www.m-public.de)
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 030/3 25 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
Tel. 0261/39 49 53 36
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de

Abonnement-Verwaltung
ZENIT Pressevertrieb GmbH
Julius-Hölder-Str. 47
70597 Stuttgart
Tel. 0711/72 52-230, Fax 0711/72 52-333
E-Mail: zeitzeichen@zenit-presse.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag
bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet
EUR 94,60 (inkl. Versandkosten). Ruheständler,
Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten
bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 8,40.
Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und
sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61
oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
verbum-berlin.de

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg



Bestellservice

für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag
8–16.30 Uhr

Freitag
8–14.30 Uhr

Servicetelefon
0521/9440-145

zeitzeichen
Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Anlässlich dieses Jubiläums wollte der Europa-Verlag sein opus magnum in einer Sonderausgabe publizieren. Exakt ein Jahr später ist das endlich gelungen: die legendäre *Philosophie des Abendlandes* auf gut 850 Seiten. Das 1945 erstmals erschienene Werk ist ein echter Longseller, ein typischer Russell: lebendig, engagiert, höchst parteiisch, verständlich, humorvoll, mit Mut zu Lücken und Einseitigkeiten. Kein Buch primär für professionelle Philosophen, wohl aber für solche, die es womöglich werden möchten. Vor allem aber für solche, die Lust haben am freien Denken ohne Scheuklappen. Dass Russell 1950 der Literaturnobelpreis verliehen wurde, hat er seinem Buch *Ebe und Moral* wie auch diesem gut lesbaren Monumentalwerk zu verdanken. Das erste Buch behandelt die antike Philosophie von den Vorsokratikern bis hin zu Plotin. Das zweite Buch ist der katholischen Philosophie von den Kirchenvätern bis zum letzten großen Scholastiker William von Occam gewidmet. Nach 500 Seiten gelangt Russell im dritten Buch zur Neuzeit. Er schlägt einen Bogen von Machiavelli bis hin zur Schule der mathematischen Philosophie, der er selbst angehört, mit Georg Cantor und Gottlob Frege. Russell zufolge ist die Philosophie ein „Mittelding zwischen Theologie und

Wissenschaft“. Seine Antipathie gilt bekanntermaßen Ersterer, ist er doch berühmt bis berüchtigt geworden durch seinen Vortrag „Warum ich kein Christ bin“ (1927). Seine Sympathie gilt vielmehr der „wissenschaftlichen Wahrheitsliebe“, die sich das Nicht-Wissen vieler Dinge offen eingesteht: „Wie man ohne Gewissheit und doch auch ohne durch Unschlüssigkeit gelähmt zu werden, leben kann, das zu lehren ist vielleicht das Wichtigste, was die Philosophie heutzutage noch für diejenigen tun kann, die sich mit ihr beschäftigen.“ So agnostisch Russell als Denker war, so humanistisch und pazifistisch engagierte er sich als politisch wachsamer Bürger.

1955 veröffentlichte er zusammen mit Albert Einstein ein nach ihnen beiden benanntes Manifest, in dem sie die Abschaffung der Atomwaffen forderten und eine grundsätzlich friedliche Lösung von Konflikten zwischen Völkern. Russells gesunder Menschenverstand wird in unseren düsteren politischen Zeiten, in denen allenthalben der Unverstand regiert, schmerzlichst vermisst. Vielleicht kommen einige durch die Lektüre dieses wunderbaren Schmöckers wieder zur Vernunft.

MARTIN BAUSCHKE

Gemeinsam gehen

Ein literarisches Juwel



Charles Ferdinand Ramuz:
Sturz in die Sonne.
Limmat Verlag,
Zürich 2023,
192 Seiten,
Euro 26,-.

Welcher Tod ist schon schön? Der durch Hitze sicher auch nicht. 1921 plagt die Schweiz ein Hitzesommer, in Genf sind es Ende Juli 38,3 Grad, ein Rekord – für den Schriftsteller Charles

Ferdinand Ramuz Anstoß zum Roman *Présence de la Mort* (Gegenwart des Todes), der 1922 erscheint, kaum Leser findet und auch nicht ins Deutsche übersetzt wird. In einer herrlichen Edition hat das nun Steven Wyss nachgeholt, mit der Fassung von 1941 als Grundlage und einem Titel, den er in Ramuz' Notizen fand: „La terre qui retombe au soleil“. Ein anderer wäre „La fin du monde“ gewesen, das Ende der Welt. Auf die Mega-Aktualität des Romans ist außer AfD- und ähnlich Gesonnenen heute niemand mehr eigens hinzuweisen. Und er ist ein literarisches Juwel.

Auslöser der Katastrophe ist darin nicht der Mensch. Zu Beginn verbreitet sich von Kontinent zu Kontinent evangeliumsgleich „die große Nachricht“: Die Erde stürze durch einen Unfall im Gravitationsystem schnell in die Sonne, „um darin zu zerschmelzen. Alles Leben wird enden“. Zeitungen verbreiten die Botschaft. „Gehört, allerdings, wurde sie nicht.“ Stattdessen Stille, denn „noch sieht man nichts“. Hier beginnt Ramuz zu erzählen, wie die Menschen um den Genfer See auf die Monate anhaltende Hitze und extreme Trockenheit reagieren. Ein wenig litte man zwar schon, aber noch war's auszuhalten. Es geht ja Wind, heiß zwar, doch dafür werde der Wein bestimmt gut. Man badet im See – und empfindet die Meldungen als übertrieben.

Der öfters auftauchende Ich-Erzähler schildert Situationen in einer Bäckerei – Gleichgültigkeit, Belächeln. Er erzählt vom Meister auf dem Bauernhof, der die Zeitung beiseitelegt: „Er hat es nicht verstanden, es ist zu groß. Das ist nicht für uns. Unsere Welt ist so klein. Unsere Welt geht so weit, wie unser Auge reicht; die Unruhe verschwindet wieder.“ Lebensecht imaginierte Szenen und Figuren ergeben

einen faszinierend allzu menschlichen Reigen mit tödlichem Gefälle. Es sind Aperçus, Anekdoten, Episoden. Und „die große Nachricht“ wird mehr und mehr zur Realität. Das Sterben beginnt. Gletscher schmelzen, und der See bleibt trügerisch Zuversicht. Die Ordnung zerfällt, es gibt Plünderungen und Morde, in der Summe einsam-individuelle Tode, deren letale Körperakrobatik aber immer ähnlich ist. Endlich stellt sich die lange geforderte Gleichheit ein, im Sterben. Manche nennen das Unausweichliche beim Namen und provozieren Gegenrede: „Schweigen Sie, habe ich gesagt!“ Mit böser Stimme, wie jemand, der Angst hat.“ Die Gespräche und Monologe sind dem Alltag abgelauscht, oft lakonisch und gerade darin bestürzend.

„Schauen, was ist, und nichts anderes hintun als das, was ist.“ So lässt Ramuz den Ich-Erzähler auch seine Methode benennen. Deren Sog ist immens: „Ich schaue, solange ich noch kann.“ Die Erzählfallhöhe erinnert an die dystopische Dichte des Romans *The Road* (Die Straße) von Cormac McCarthy, wirkt trotz des gewusst ausgewegenen Endes aber nicht genauso niederschmetternd. Und das erstaunt. *Sturz in die Sonne* bietet insofern ein paradoxes Leseerlebnis. Zwar raubt es den Atem, wirkt jedoch beinahe tröstlich. Das ist begeisternd, so sehr es auch verwirrt. Einige Partien haben gar einen elegischen Walt-Whitman-Tonfall. Doch statt um die Feier des Lebens geht es hier um dessen Untergang. Vielleicht ist es gerade die Lakonie, die berückt: „Man wollte es nicht glauben, aber man musste es doch.“

Solche Sätze gibt es viele. Man folgt gebannt Dialogen in den da noch fahrenden Straßenbahnen, die banales Kleinreden der Zeitungsnotizen ebenso in den Blick nehmen wie das Kontern mit nicht weniger haltlosen Weisheiten: „Der einzige Unterschied ist, dass wir alle gemeinsam gehen, statt jeder für sich.“ Man staunt, wie intensiv Literatur noch im Untröstlichen bewegt, und fragt, ob es wohl daran liegt, dass das Ende hier so unverstellt, ja fast vertraut daherkommt. Der Roman ist ein literarisches Ereignis mit sehr langem Nachhall, der zudem beträchtliches Vergnügen bereitet. Das klingt ungehörig, ist es aber nicht. Man sollte ihn nicht verpassen: „Ich schaue, solange ich noch kann.“

UDO FEIST

Empfehlenswert

Christen und Juden



Wolfgang Hüllstrung/
Herrmann Löhr:
„Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich.“
Evangelische Verlagsanstalt,
Leipzig 2023,
428 Seiten,
Euro 48,-.

Der Synodalbeschluss der Evangelischen Kirche im Rheinland (EKiR) „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“ jährte sich 2020 zum 40. Mal. Ein Grund, Bilanz zu ziehen in einer Welt, die sich verändert. Ein hierzu geplantes Symposium konnte aufgrund der Covid-Pandemie nicht durchgeführt werden. Die Teilnehmer verständigten sich darauf, ihre Manuskripte überarbeitet zu veröffentlichen. Der daraus entstandene Band enthält sechs Beiträge aus „Biblich-Theologischer Perspektive“, fünf Beiträge aus „Systematisch-Theologischer Perspektive“ und vier Beiträge aus „Praktisch-Theologischer und kirchlicher Perspektive“. Aus Platzgründen kann hier nicht auf alle Beiträge eingegangen werden.

Nach den Geleitworten des rheinischen Präses Thorsten Latzel und der Bonner Systematik-Professorin Cornelia Richter lässt Wolfgang Hüllstrung, Landespfarrer der rheinischen Kirche und Beauftragter für den Christlich-Jüdischen Dialog, die Zeit seit 1980 Revue passieren. Zahlreiche Kommentare sind seitdem erschienen, auf eine zwölfseitige Bibliografie wird verwiesen. Von besonderer Bedeutung waren die „Erwägungen Bonner Professoren“, die eine hitzige Kontroverse ausgelöst haben und im Beitrag von Wolfgang Kinzig, Professor für Kirchengeschichte in Bonn, beschrieben werden. Man könne jetzt „klarer sehen“, „nachdem sich der Pulverdampf verzogen“ habe, der „den Kanonen“ entstammte, „mit denen die Kontrahenten aufeinander feuerten“. Am Schlachtfeldrand wurde der Synodalbeschluss von 1980 abschätzig als „Judenpapier“ bezeichnet.



Das sei für heutige Semester kaum noch nachvollziehbar, so Kinzig. Heinrich Assel, heute Theologieprofessor in Greifswald, wurde als Student in Erlangen von dieser Auseinandersetzung „elektrisiert“. Seither hat er sich mit Differenzen zwischen christlicher und jüdischer Perspektive beschäftigt, „sie sind keineswegs identisch. Aber sie sind auch nicht inkommensurabel“, so das Fazit. In seinem Beitrag beschäftigt er sich mit der Christologie-Skepsis des jüdischen Denkers Emmanuel Levinas, der versucht hat, einer menschlichen Theologie eine göttliche Anthropologie entgegenzusetzen.

Gleich zwei Beiträge beschäftigen sich mit Paulus' Römerbrief 9–11. Die Bamberger Judaistik-Professorin Susanne Talabardon denkt erneut über Bilder des Wettlaufs der Zweige und die Veredelung eines alten Olivenbaums nach, die Paulus verwendet, und kommt wie auch Marc D. Nanos von der University of St. Andrews, Schottland, der auf die Feinheiten verschiedener Übersetzungstraditionen eingeht, zu dem Ergebnis, dass der Baum die Wurzel trägt und nicht umgekehrt. Bernd Schröder, Professor für Praktische Theologie in Göttingen fragt schließlich nach den Bildungsaufgaben, die sich daraus für unsere Zeit ergeben. In einer Zeit wachsenden Antisemitismus müsse die Kirche ihre Verantwortung auch im öffentlichen Bildungswesen wahrnehmen und dürfe sich nicht auf ihren Binnenraum beschränken. Altbischof Markus Dröge untersucht, welche Bedeutung der Synodalbeschluss zum Beispiel für die Evangelische Mittelost-Kommission hat, und beschreibt dies an den Papieren zur „Boycott, Divestment & Sanctions“-Bewegung (BDS) und den Annexionsplänen der israelischen Regierung aus dem Jahr 2020. Damit wird deutlich, dass der als Reaktion auf die Shoah und die jahrhundertelangen christlichen Antijudaismen entstandene Synodalbeschluss aktuell einer neuen Virulenz und Dringlichkeit gegenübersteht. Alle Autoren mahnen deshalb – wie Susanne Talarbardon – zur Solidarität und erinnern an die Verantwortung für Andere und den Bestand der Welt als dem „harten Kern“ unserer Traditionen.

Dieser Sammelband ist im Hinblick auf die Entwicklung interreligiöser Dialoge in unserer „postsäkularen Gesellschaft“, die von neuem Miteinander geprägt ist, unbedingt zu empfehlen.

PETER SZYNKA

Fallende Blätter

Aki Kaurismäki hat einen neuen Film gedreht, und er ist wunderbar. Natürlich sollte man den Stil des finnischen Meister-Regisseurs mögen. Dazu gehören einsame Menschen, wenig Handlung und viel Alkohol. Aber Kaurismäki entwickelt seine Themen und verankert seine Figuren in der Gegenwart. Die Trunksucht wird reflektiert und im Radio laufen die Nachrichten über die russischen Angriffe auf die Ukraine zwischen traurigen Tangos. Der Film handelt vor allem von der Liebe – der romantischen und der zum Film. Zwei Menschen vom Rand der Gesellschaft finden sich, ein Hund heißt Chaplin und am Ende erklingt der Chanson „Les feuilles mortes“ auf Finnisch. Es ist herrlich.



82 Minuten, ab 14. September
Regie: Aki Kaurismäki

Sieben Winter in Teheran

721 Menschen wurden im Jahr 2014 im Iran hingerichtet. Einer von ihnen war Rayhaneh Jabbari. Die junge Frau wurde gehängt. Davor hatte sie sieben Jahre im Gefängnis gesessen. Jabbari hatte einen Mann getötet, der sie vergewaltigen wollte. Sie hatte keinen Anwalt und ihrer Aussage wurde nicht geglaubt, so dass sie zum Tod verurteilt wurde. Es gab viel internationalen Protest. Der Regierung war das egal. Die Dokumentation klagt nicht nur an, sie macht auch Mut. Ein einzelner Mensch kann ein Regime anklagen und es bloßstellen. Gerade heute, wo die Proteste im Iran aus dem Bewusstsein verschwinden, ist diese politische Botschaft neben der bewegenden persönlichen Geschichte wichtig.



97 Minuten, ab 14. September
Regie: Steffi Niederzoll

Das Nonnenrennen

Französische Komödien sind seit vielen Jahren sehr beliebt in Deutschland, wie die Monsieur-Claude-Filme und „Willkommen bei den Sch'tis“ gezeigt haben. In dieser Tradition steht dieser Feelgood-Film für einen Sommerabend. Einige Nonnen sehen nur eine Möglichkeit, um das Geld zu besorgen, das sie für die Arbeiten an einem Altenheim brauchen: Sie wollen ein Fahrradrennen gewinnen. Das Problem ist nur, dass sie nicht Fahrrad fahren können. Und es wird nicht leichter, als auch noch konkurrierende Nonnen auftreten. Dadurch wird das Rennen zu einer persönlichen Angelegenheit. Slapstick, eine absurde Ausgangslage, Situationskomik und etwas Charme machen den Film aus.



86 Minuten, ab dem 28. September
Regie: Laurent Tirard

Neuer Regionalbischof für Oberbayern



Foto: Michael McKee

Thomas Prieto Peral, der seit 2015 Theologischer Planungsreferent im Büro des bayerischen Landesbischofs ist, wird am 1. November Regionalbischof für den Sprengel München und Oberbayern. Der 57-Jährige folgt Christian Kopp (58) nach, der zum selben Zeitpunkt bayerischer Landesbischof wird. Prieto Peral, der mit einer Spanierin verheiratet ist, war von 2006 bis 2015 Referent für Ökumene und Weltverantwortung im bayerischen Landeskirchenamt. Er ist Mitbegründer der evangelischen Stiftung „Wings of Hope“, die in vielen Krisenregionen der Welt Traumatisierte unterstützt. Prieto Peral war Sprecher der Grünenfraktion im Gemeinderat von Grafrath bei Fürstenfeldbruck. Zum römisch-katholisch geprägten Sprengel München und Oberbayern gehören 150 evangelische Kirchengemeinden mit rund 482 000 Mitgliedern.

Wechsel bei der Öffentlichkeitsarbeit

Der Pressesprecher der hessen-nassauischen Landeskirche Volker

Rahn leitet jetzt deren Öffentlichkeitsarbeit. Der 56-Jährige ist Nachfolger von Stephan Krebs (65), der in den Ruhestand trat. Rahn absolvierte nach dem Theologiestudium ein Volontariat beim *Evangelischen Pressedienst (epd)* und der *Evangelischen Sonntags-Zeitung* in Frankfurt am Main. Er war Gemeindepfarrer in Sulzbach/Taunus, Theologischer Redakteur der *Sonntags-Zeitung* und Schulpfarrer in Frankfurt am Main.

Wechsel in der Kirchenleitung



Foto: Michael Hornung

Franz Peter Murbach, Ingenieur-Agronom in Neuenburg (Neuchâtel), ist zum Präsidenten des Synodalarats der Christkatholischen Kirche (CKK) gewählt worden, wie die alt-katholische Kirche der Schweiz heißt. Der 58-Jährige ist Nachfolger von Manuela Petragliobürgi, die die erste Frau in diesem Amt war. In ihrer Amtszeit beschloss die Nationalsynode die Öffnung der kirchlichen Trauung für standesamtlich verheiratete schwule und lesbische Paare. Der Synodalarat leitet die Christkatholische Kirche zwischen den Tagungen der Nationalsynode. Ihm gehören sechs Laien

und vier Geistliche an. Den Vorsitz hat immer ein nichtordiniertes Mitglied, der Bischof nimmt an den Sitzungen teil. Die CKK der Schweiz bildete sich wie die alt-katholischen Kirchen Deutschlands und Österreichs nach 1870, als römische Katholiken, die das Unfehlbarkeitsdogma und den Jurisdiktionsprimat des Papstes ablehnten, aus ihrer Kirche ausgeschlossen wurden. Mit ihrem Namen wollten die Schweizer Alt-Katholiken deutlich machen, dass Christus das Oberhaupt der Kirche ist und nicht der Papst. Die CKK hat rund 11 200 Mitglieder. Ihr Bischof Harald Rhein (65) tritt im November in den Ruhestand.

Neuer Pressesprecher in Düsseldorf

Daniel Meier, der Pressesprecher der badischen Landeskirche war, übt diese Funktion seit 1. September in der rheinischen Landeskirche aus. Der 53-Jährige ist Nachfolger von Jens Peter Iven (56), der persönlicher Referent von Vizepräsident Christoph Pistorius wurde. Meier hat über das Thema „Kirche in der Tageszeitung – Empirische Analyse der journalistischen Wahrnehmung von Kirche und der evangelischen Pressearbeit“ eine theologische Doktorarbeit geschrieben.

Neue Leiterin des Predigerseminars

Monika Lehmann-Etzelmler, die Dekanin in Weinheim an der Bergstraße war, ist neue Leiterin des Predigerseminars der badischen

ANGEZEIGT

Frauenrechte

Die EKD-Publikation *Frauen. Leben. Widerstand* stellt sieben Frauen vor, die die Rechte von Frauen verteidigen, die weißrussische Philosophin und Feministin Olga Shparaga, eine junge Perserin, die aus Sicherheitsgründen anonym bleibt, die deutsche Jazzsängerin und Menschenrechtsverteidigerin Dotschy Reinhardt, die niederländische Holocaustüberlebende Rozette Kats, die deutsche Flüchtlingsbeauftragte Halima Gutale und die römisch-katholische Theologin und Universitätsdozentin Roula Talhouk aus dem Libanon. Ergänzt werden die Texte um Gedanken zu einer biblischen Erzählung von einer widerständigen Frau sowie um ein Gebet.
Bestellschriften: www.ekd.de/Menschenrechte
Frauenrechte.
Und die kostenlose Printausgabe gibt es bei menschenrechte@ekd.de.

Landeskirche in Heidelberg. Die 54-Jährige, die aus St. Georgen im Schwarzwald stammt, folgt ihrer Landsfrau Doris Hiller (55) nach, die Oberkirchenrätin im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland in Hannover ist.

Reformierte fordern Ende des Krieges

„Angesichts der schrecklichen Verluste an Menschenleben und der unabsehbaren Eskalationsdynamiken“ müsse der Krieg in der Ukraine „sofort beendet werden“, verlangt der Reformierte Bund in einem „Friedensvotum“. Der Zusammenschluss der Evangelisch-Reformierten Kirche, der Lippischen Landeskirche und von einzelnen Gemeinden und Kirchenmitgliedern räumt ein, man wisse „aktuell nicht, wie eine konkrete Konfliktlösung aussehen“ könne, die den Sicherheitsbedürfnissen „aller Beteiligten“ gerecht werde. Auch wer „angesichts des einseitig begonnenen russischen Angriffskriegs“ militärische Gewalt für gerechtfertigt hält, müsse „Auskunft geben, wo, wann und wie sie ihr Maß und ihre Grenze behalten und finden soll“, fordert der Reformierte Bund. Und er betont, dass Diplomatie und Verhandlungen nicht bedeuten würden, „die Annexion ukrainischer Gebiete“ durch Russland „zu akzeptieren“.

www.reformiert-info.de

Missbrauch: Kritik an den Protestanten

Die Missbrauchsbeauftragte der Bundesregierung Kerstin Claus hat die Aufklärung sexuellen Missbrauchs in der evangelischen Kirche als unzureichend kritisiert. Derzeit gebe es keine institutionelle Struktur, die in Ansätzen das erreicht habe, „was für Betroffene in der katholischen Kirche möglich wurde“, sagte Claus der *Rheinischen Post*.



Foto: epd-bild/Thomas Niedermueller

Taufe auf dem Stuttgarter Fernsehturm im Juni 2023.

Volkswirt: Kirchen können Mitgliederschwund beeinflussen

Die Kirchen in Deutschland müssen sich nach Ansicht des promovierten Volkswirts Fabian Peters nicht mit weniger Mitgliedern abfinden. „Nur ein kleinerer Teil des Mitgliederrückgangs“ sei auf demografische Faktoren zurückzuführen, der größere Teil dagegen auf Entscheidungen, wie Kinder nicht taufen zu lassen oder aus der Kirche auszutreten. Und dies sei „prinzipiell beeinflussbar“, betonte Peters in einem Interview mit der Mitarbeiterzeitschrift der württembergischen Landeskirche. Er empfiehlt, verstärkt zu Taufe und Mitgliedschaft einzuladen. So würden rund 20 Prozent der Kinder von Kirchenmitgliedern nicht zur Taufe gebracht. Außerdem müsse „über die Kirchensteuer“ geredet werden, die „der häufigste Anlass“ für einen Kirchenaustritt sei. Gleichzeitig zeigten Studien aber, „dass beinahe zwei Drittel der Ausgetretenen angeben, die evangelische Kirche wichtig oder eher wichtig zu finden“. Also müsse man „besser erklären, warum ohne individuelle Mitgliedschaft und Kirchensteuerzahlung kirchliche Arbeit nicht funktioniert“, sagte Peters, der Co-Autor der „Freiburger Studie“ ist. Sie geht davon aus, dass sich die Mitgliederzahl der beiden deutschen Großkirchen bis 2060 halbiert.

Theologiestudium von den Kirchen entkoppeln?

Die Zahl derer, die an deutschen Universitäten Theologie studieren und das evangelische Pfarramt anstreben, geht zurück. Gerald Kretzschmar, Studiendekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen, wies gegenüber dem *Evangelischen Pressedienst (epd)* darauf hin, dass ein Rückgang der Kirchenbindung auch einen Rückgang an Studierenden bewirke, die das Pfarramt anstreben. Im vergangenen Jahr hätten 19 von ihnen in Tübingen angefangen, während es im Studienjahr 2015 knapp 60 gewesen seien, sagte Kretzschmar, der Praktische Theologie lehrt. Wenn man das Theologiestudium stärker von den Kirchen entkopple, bekäme man möglicherweise mehr Studierende. In Tübingen habe man zum Beispiel einen Studiengang „Christentum in Kultur und Gesellschaft“ eingeführt, berichtete der Professor. Von solchen Studiengängen könnten die Kirchen profitieren, wenn sie diese neben dem klassischen Theologiestudium als Voraussetzung für den Pfarrdienst anerkennen würden.

Licht in der Finsternis

Auf den Spuren der Waldenser in Württemberg

JÜRGEN WANDEL

Wer von Stuttgart auf der Landstraße Richtung Karlsruhe fährt, passiert Orte, die Perouse, Pinache, Serres und Villars heißen. So könnte man meinen, versehentlich im benachbarten Frankreich gelandet zu sein. Auf den Friedhöfen tragen Grabsteine französische Namen wie Jourdan und Talmon. Ihre Vorfahren waren Waldenser, Protestanten, die in den Alpen-tälern zwischen Frankreich und dem (heute zu Italien gehörenden) Piemont lebten. Als der französische König Ludwig XIV. seinen waldensischen Untertanen 1685 die Ausübung ihres Glaubens verbot, fanden sie Zuflucht im Piemont. Aber dessen Herrscher, der Herzog von Savoyen, wies sie 14 Jahre später aus.

Ein Teil von ihnen bat 1699 um Asyl in Württemberg. Die Theologen des Herzogtums, das als „lutherisches Spanien“ galt, lehnten die Aufnahme der Flüchtlinge ab, weil sie reformiert waren, also das Erbe des Genfer Reformators Johannes Calvin pflegten. Herzog Eberhard Ludwig setzte sich über die Einwände hinweg. Aber er tat das nicht aus Menschenfreundlichkeit, sondern um den durch den Dreißigjährigen Krieg entvölkerten Nordwesten seines Landes zu besiedeln. Die Waldenser erhielten Privilegien, durften sich selbst verwalten, Dörfer gründen, im Alltag ihren okzitanischen Dialekt und in Kirche und Schule französisch sprechen und reformierte Gottesdienste halten.

Eine bedeutende Gestalt der Waldenser war der französische Pfarrer Henri Arnaud. Er führte die Vertriebenen ins Exil und gründete 1699 in Württemberg den Ort Schönenberg (seit 1921 ein Teil von Ötisheim). Im Zentrum steht ein einstöckiges Fachwerkgelände, 1712 als Pfarrhaus errichtet. Über einer Tür prangt das Wappen der Waldenser: Es zeigt eine brennende Kerze. Sie ist umgeben von sieben Sternen, die die sieben Gemeinden aus der Johannesoffenbarung symbolisieren, die trotz Verfolgung standhaft blieben. Das Wappen veranschaulicht die Waldenserlosung *Lux lucet in tenebris*, auf Deutsch: Das Licht leuchtet in der Finsternis.

Arnaud wurde 1721 in der gegenüberliegenden Kirche begraben. Sie trägt wie das alte Pfarrhaus seinen Namen. Dieses beherr-

bergt das Waldensermuseum. Ein Film und die Ausstellungsstücke veranschaulichen die Geschichte der Waldenser von ihrer Gründung im 12. Jahrhundert durch den Lyoner Kaufmann Petrus Waldes über den Anschluss an die Genfer Reformation im 16. Jahrhundert bis zur Gleichberechtigung in Italien ab 1848. Beim Museumsrundgang wird auch deutlich, dass die von Herzog Eberhard Ludwig gewährte Selbstverwaltung Schattenseiten hatte. So wurden die Waldenser von der Bildung abgeschnitten, die den deutschsprachigen Untertanen ermöglicht wurde. 1796 stellte ein Pfarrer der lutherischen Staatskirche fest: „Die Waldenser stehen auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur. Unwissenheit herrscht bei ihnen in hohem Grade.“

Pragmatische Lutheraner

Eine Sonderausstellung, die bis zum 10. Dezember dauert, widmet sich der Eingliederung der reformierten Waldenser in die lutherische Staatskirche vor genau 200 Jahren. Für die Waldenser bedeutete das auch, dass der Gottesdienst in Deutsch statt auf Französisch gehalten wurde. Mit den Unterschieden der beiden Konfessionen ging das Konsistorium der Staatskirche ganz pragmatisch um. Am 7. September 1823 erklärte es in einem Erlass: „Das Unterscheidende zwischen der calvinistischen und lutherischen Abendmahlslehre ist so fein, daß es den ungebildeten und ungelehrten Mitgliedern sich nicht wohl deutlich machen lasse und in jedem Fall ohne Nachteil für den religiösen Volksglauben unberührt bleiben könne. Es möchte also am besten sein, von einem Unterschied der Glaubenslehre nichts zur Sprache zu bringen.“

Heute pflegt die württembergische Landeskirche enge Beziehungen zur Waldenserkirche in Italien. ◀

Das Waldensermuseum Schönenberg ist sonntags von bis 14 bis 17 Uhr geöffnet.
www.waldenser.de/museum



Foto: Jürgen Wandel

Waldensermuseum Schönenberg

• „Wenn du mich töten willst, dann mit Küssen, sagt man in Mexiko. In diesem Land gewöhnt man sich schnell daran, zu leben mit dem Tod, mit eleganten Gerippen, mit weißem Gebein und Totenköpfen, ... mit klappernden weißen Oberschenkeln und Schienbeinknochen, zarten Fußknöchelchen. Man schlendert durch die Straße und sieht auf einem Balkon ein hölzernes Skelett sich ausruhen, im Buchladen hängt ein Klappergerüst von der Decke, von den Murales, den Wandmalereien, winken knöcherne Hände in bleicher Freundlichkeit herüber. Überall verblüffend laszive Leblösigkeit.“ Gabriele von Arnim in *Das Leben ist ein vorübergehender Zustand*.

• „„Wer an keinen Gott glaubt, an keine höhere Gewalt, wer niemals betet und niemals opfert, der trete hervor! Er sei hiermit der Pflicht enthoben. Die anderen aber, uns alle, frage ich, wieso wir dem Gott, dem wir Pompejaner vielleicht mehr als allen anderen unser Leben, unseren Reichtum verdanken – wieso wir diesem mächtigen Gott niemals opfern: dem Vulcanus! Seid ehrlich: Hat auch nur einer von euch je zu ihm gebetet? Ihm geopfert?“ Beifall, wogende Zustimmung: Alle fühlten sich ertappt. Nur einer nicht. Ein großes, rundes Gesicht mit schwarzen Bartstoppeln startete Josse ungerührt an.“ Das berichtet Eugen Ruge in seinem Roman *Pompeji*.

AKTUELLE VERANSTALTUNGEN

Geraune von der „russischen Seele“

Der Schriftsteller Fjodor Dostojewski (1821–1881) ist in Putin-Russland populär. Dabei spielt nicht nur das literarische Werk eine Rolle, sondern vor allem seine Ideen zu Russlands weltpolitischer Bedeutung und die Stellung gegenüber dem Westen. In Dostojewskis radikaler Absage an westliches Gedankengut, wie die römisch-katholische Variante des Christentums und den Sozialismus, sehen Anhänger des Imperialisten und Gewaltherrschers im Kreml die Grundlage einer dem Westen überlegenen russischen Ideologie. Bei dieser Akademietagung, die gemeinsam mit der Deutschen Dostojewskij-Gesellschaft veranstaltet wird, geht es um die „russische Idee“ und die Vorstellung von der „Heiligen Rus“ in Geschichte und Gegenwart.

Anmeldeschluss: 16. Oktober.
Die russische Idee bei Dostojewskij. Zur Aktualität einer umstrittenen Ideologie

17. bis 19. November, Evangelische Akademie Hofgeismar, Telefon: 05671/88 11 18, E-Mail: anna-katharina.bambey@ekkw.de, www.akademie-hofgeismar.de

Von Horrorfilmen bis zu Stasiakten

Der Themenschwerpunkt der Juli-Ausgabe von *zeitzeichen* war „Das Böse“. Wer darüber noch mehr erfahren und weiter nachdenken will, sollte zu dieser Tagung fahren, die der Weltanschauungsbeauftragte der bayerischen Landeskirche in Rothenburg ob der Tauber anbietet. Beleuchtet wird das Böse aus theologischer, philosophischer und theologischer Sicht und wie es in Horrorfilmen dargestellt wird. Schmerzlich-konkret wird es, wenn der Erfurter Pfarrer Andreas Fincke aus seiner Stasi-Akte vorliest und sie kommentiert. Der 64-Jährige wuchs in der DDR auf, leistete Wehrdienst, war Kindergärtner, studierte Theologie an der Universität Halle-Wittenberg und war Pfarrer in der Kirchenprovinz Sachsen. Anmeldeschluss: 3. November.

Ratlos vor dem Bösen? Zwischen Faszination, Dramatisierung und Verharmlosung

20. bis 22. November, Evangelische Tagungsstätte Wildbad in Rothenburg o. d. T., Telefon: 089/559 56 10, E-Mail: sekteninfo@elkb.de, www.weltanschauungen.bayern.de

Eintrichtern

KATHRIN JÜTTE

Der Gärtopf meiner Großeltern aus robustem Steingut hat alle Umzüge heil überstanden. Jetzt steht er als Schaustück in der Küche, und ab und zu wird sein 16-Liter-Bauch mit Ingwerbräu gefüllt, natürlich biologisch und hausgemacht. Zwei Kilogramm dickste Knollen müssen dafür in aufreibender Handarbeit geraspelt werden, das Sieden zieht sich über Stunden. Der scharfe Ingwerdampf des Braugeschehens erschließt die Sinne. Vergessen sind Smartphone und Laptop, wenn auf dem Gasherd der Sud brodelt. Wäre da nicht noch das kleine Küchenradio, versteckt hinter Pflanzen auf der Fensterbank. Zwar malt es in den schönsten Musikfarben, doch schafft es dieses Kerlchen immer wieder, mich aus den schönsten Ingwerträumen zu wecken. Gerade bin ich dabei, mit Hilfe eines Edelstahltrichters den erkalteten Sud zur weiteren Gärung auf Flaschen abzufüllen. Während das Gebräu goldgelb im Trichter schäumt und in die Flasche gluckert, tönen von der Fensterbank die Nachrichten. Die Hände sind beschäftigt, ausschalten geht nicht, also überschwemmt der Krisensud. Was einmal Corona war, ist heute Krieg, bleibt ewig Klima und oft Fake, nervt jedenfalls nachhaltig. Kommunikationspsychologen warnen vor digitalen Stressfaktoren. Dagegen empfiehlt die TU Dortmund zur Nachrichtenflut weise: den Überblick behalten und auf Kurs bleiben. Es geht um die Kunst des Abschaltens. Womit wir wieder in der Ingwerküche sind. Dickwandig strahlt der irdene Gärtopf souveräne Ruhe aus. Das Steingut kühlt den jungen Ingwersud, die fortschreitende Gärung entwickelt den spritzigen Charakter, am Ende ganz nach Art des Hauses. Es werden nette Menschen um den Tisch sitzen, Ingwerbräu perlt in den Gläsern, das Radio ist ausgeschaltet, die Gespräche werden gut sein. Der Tipp für Herbst und Winter: Seit Christi Geburt wird die vielseitige Wurzelknolle unter anderem empfohlen gegen Kopfschmerzen und Erkältungen. Heiß genossen mit einer Scheibe Zitrone wäre ein Ingwerbräu der ideale Drink für eine kleine Nachrichtenpause. ◀

In der nächsten Ausgabe



Foto: picture alliance/CHROMORANGE

Die Zukunft der Landwirtschaft

Am 1. Oktober wird in den Kirchengemeinden wieder zum Erntedankgottesdienst geladen. Doch auch wenn in diesem Sommer Deutschland von einer weiteren Dürre verschont blieb, machen zunehmende Extremwetter vielen Landwirten Sorgen. Die zunehmende Rationalisierung, immer strengere Auflagen und eine sowohl preissensible als auch anspruchsvolle Kundschaft stellen die Landwirtschaft zusätzlich vor große Herausforderungen. Diesen widmen wir unseren nächsten Schwerpunkt. Darin beschreibt Sarah Schulte-Döinghaus von der Katholischen Landjugend die Fragen, vor denen junge Bäuerinnen und Bauern stehen. Die Journalisten Nick Reimer und Jost Maurin erklären die Auswirkungen des Klimawandels auf die Landwirtschaft in Deutschland und die aktuelle Debatte um den Einsatz von Gentechnik in der EU. Jan Menkaus von der KDA Nordkirche widmet sich dem Streit um die Tierhaltung, und im Interview erläutert Stig Tanzmann von „Brot für die Welt“ die Rolle unserer Landwirtschaft für den globalen Süden.

Krankenhausreform

Mit ihrer Krankenhausreform will die Bundesregierung Klinikschließungen vermeiden und weiterhin eine qualifizierte Versorgung flächendeckend garantieren. Und der Vorsitzende des Deutschen Evangelischen Krankenhausverbandes Christoph Radbruch beschreibt die Konsequenzen für die evangelischen Krankenhäuser in Deutschland.

Kinderarbeit in Minen

In den Minen Burkina Fasos müssen schon die Jüngsten ihren Eltern bei der schweren Arbeit helfen. Und begeben sich dabei in Lebensgefahr. Lokale Initiativen wollen die Kinder von den Minen fernhalten – können aber nicht alle retten. Der Fotograf Sascha Montag und die Autorin Kristin Kasten waren vor Ort.

Fragen, Aufgaben, Aporien

Ist die stetige Abnahme der Kirchenmitgliedschaft in Deutschland unaufhaltbar, oder lohnt es sich, auf eine Trendumkehr zu hoffen? Der ehemalige Pommersche Bischof Hans-Jürgen Abromeit stellt in seinem Text eine von ihm initiierte wissenschaftliche Studie vor, die diesen Fragen auf den Grund geht.

Jetzt preiswert vorbestellen: Die Neuausgabe der Stuttgarter Erklärungsbibel.

Die neue Stuttgarter Erklärungsbibel wurde nach den aktuellen Erkenntnissen der Bibelwissenschaft komplett überarbeitet und erweitert. Insgesamt 200 Seiten mehr Bibelkompetenz! Der enthaltene Text der Lutherbibel 2017 umfasst auch die Apokryphen. Die Erklärungen sind als Einschübe direkt im Bibeltext zu finden. Das neue Standardwerk für Bibel-Interessierte wie Bibel-Profis.

STUTTGARTER ERKLÄRUNGSBIBEL

Standardausgabe

Lutherbibel mit Einführungen und
Erklärungen
2208 Seiten, Leineneinband,
Fadenheftung, 2 Lesebändchen
ISBN 978-3-438-03333-8

Vorbestellpreis nur bis 17.09.2023

€(D) **78,00** €(A) 80,20

Ab 18.09.2023:
€(D) **98,00** €(A) 100,80

Erscheint am 18.09.2023



Bis 17.09.2023
vorbestellen und

20,- €
sparen!



Eine von
300
Vorzugsausgaben
sichern!

Bestellen Sie gleich!

im Internet unter
www.die-bibel.de/shop

per Mail an
vertrieb@dbg.de

oder telefonisch unter
0711-7181-122

STUTTGARTER ERKLÄRUNGSBIBEL

Vorzugsausgabe im Schuber

Limitiert auf 300 Exemplare
Lutherbibel mit Einführungen
und Erklärungen
2208 Seiten, Leineneinband,
Fadenheftung, 2 Lesebändchen
ISBN 978-3-438-03334-5
€(D) **198,00** €(A) 203,60
Erscheint am 18.09.2023

 **DEUTSCHE
BIBEL
GESELLSCHAFT**